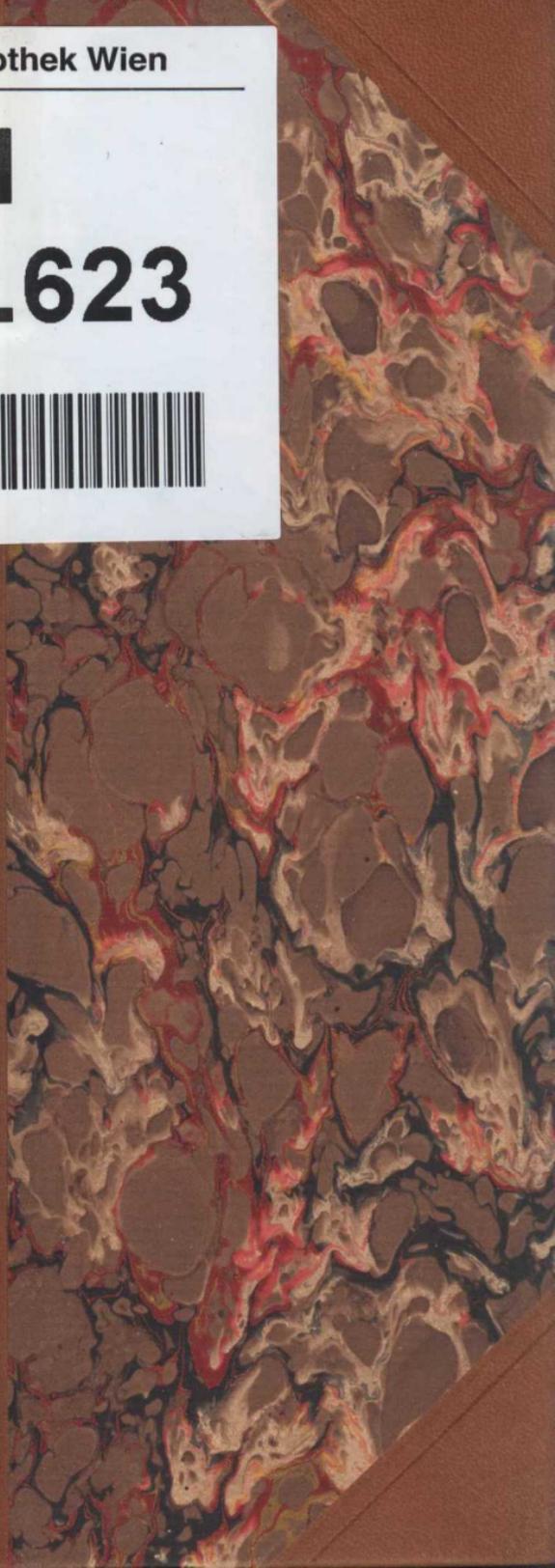


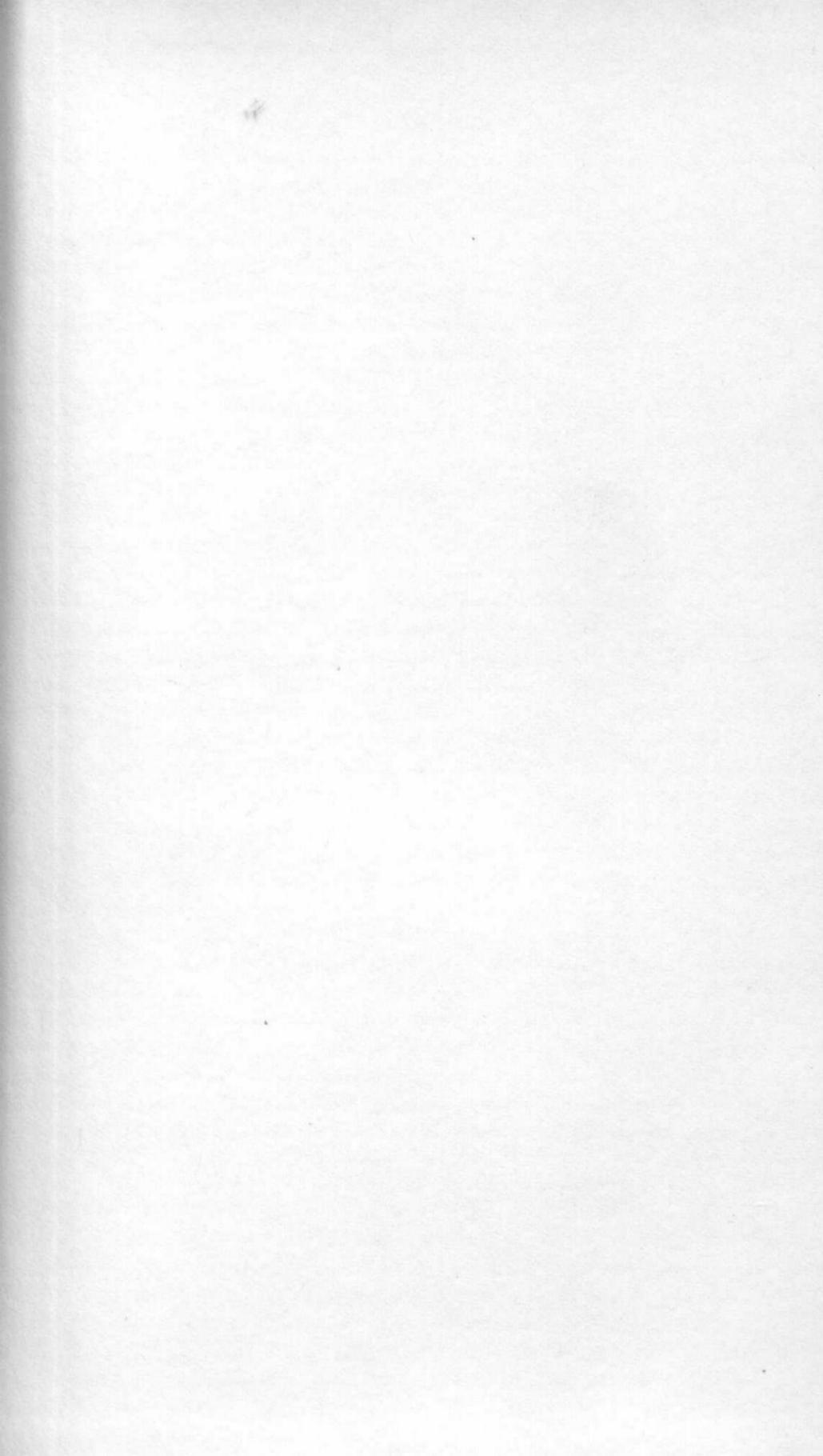
Universitätsbibliothek Wien

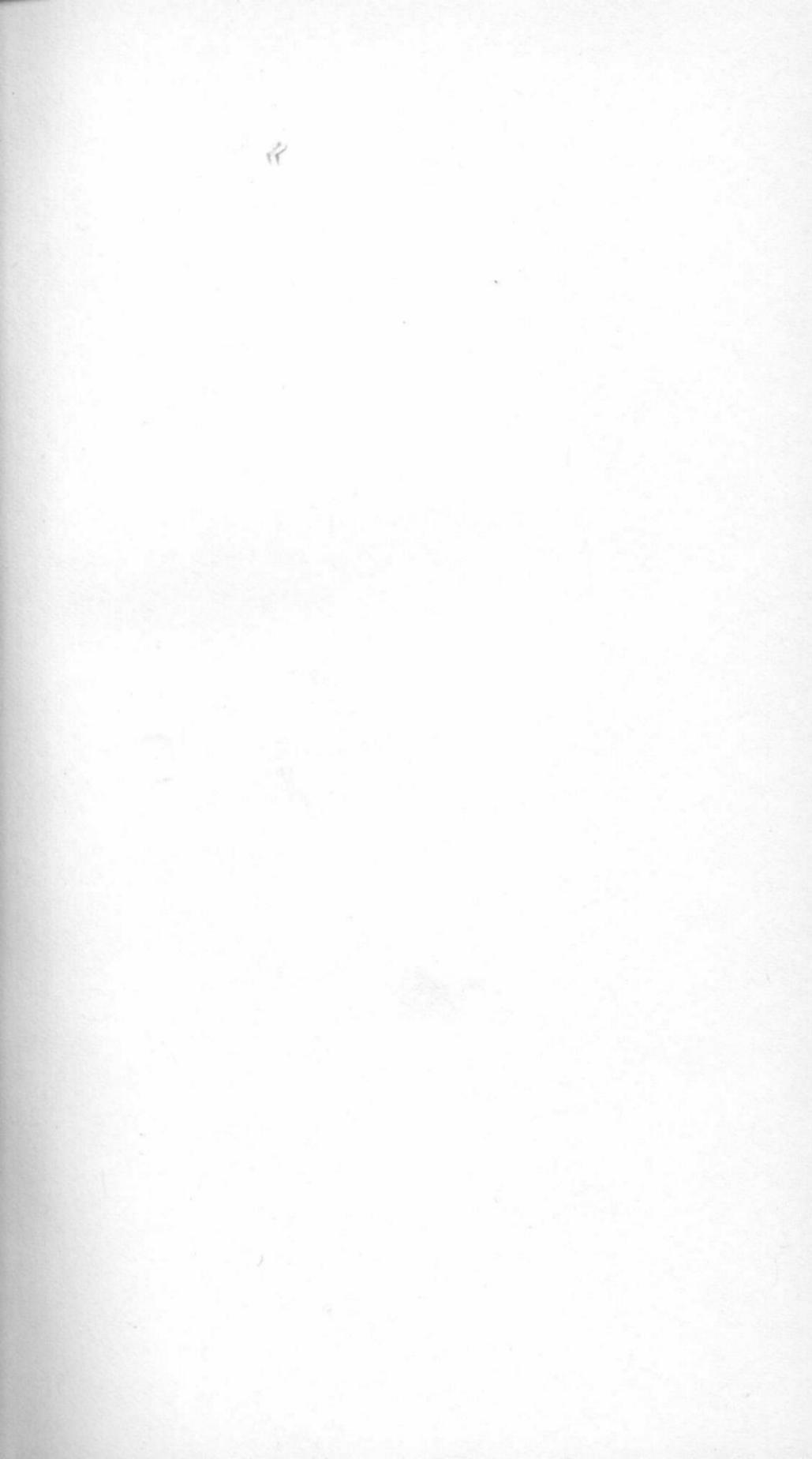
I

163.623

/3-4







2. 11

Historisch - biographische

412

B i b l i o t h e k

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebens-
beschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur

Belehrung und Charakter = Bredlung

Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

G u t m a n n.

Drittes Bändchen.

W i e n 1 8 1 7.

Im Verlage bey Anton Doll.

163623/3-4



I.

Epaminondas.

Einer der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, merkwürdig von Seiten seiner untadelhaften Rechtschaffenheit, seiner ungemeynen Staatsflugheit, seiner Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, so wie von Seiten seiner Vaterlandsliebe und seines Heldenmuths ist der edle Thebaner Epaminondas, werth, an Geist, an Kraft und Muth und Herz manchen großen Helden neuerer Zeit vorgezogen zu werden; einer der vollkommensten Menschen als Privatbürger und Feldherr, als Sohn und als Staatsmann, als Freund und als tapferer Krieger. Nach einem sehr thätigen Leben stirbt er den eigentlichen Tod für das Vaterland. Allein unter ihm erhob sich Theben; sein Geist weckte das schlummernde Gefühl eines vor und nach ihm trägen Volks zu Heldenthaten; vor ihm war Theben einer von den unbedeutenden Staaten Griechenlands, des mächtigeren oder li-

stigeren Überwinders Raub; nach seinem Tode sank eben dasselbe siegreiche Theben in seine vorige Dunkelheit zurück. Nur die vorzüglichern Züge aus des Helden Leben mögen die Aufmerksamkeit der Leser auf seine unsterblichen Verdienste hinführen.

In einem, an Umfang nicht kleinen, an Ansehen weniger wichtigen Griechischen Staate geboren, hatte Epaminondas das Glück, von seinem trefflichen Vater Polymnis, und seinem edlen Lehrer Lysis aus Tarent, eine sehr weise, nach seiner Ausbildung zu schließen, vollendete Erziehung zu erhalten. Aus einem geringeren Geschlecht entsprossen, von seiner ersten Kindheit auf mit Mangel und Armuth kämpfend, reiste er unter sehr unglücklichen Zeiten seines Vaterlandes zum großen Manne. In allen zu seiner Zeit üblichen Wissenschaften unterrichtet, mit allen Kenntnissen seiner Zeit bereichert, verdankte er einen großen Theil seiner Kenntnisse dem weisen Lysis, einem schon alten, kränklichen Pythagoräer, dessen lehrreichen Umgang er dennoch den Spielen aller seiner Jugendfreunde vorzog. Er übte seinen Körper in allen Künsten seiner Zeit, im Laufen und im Ringen, so wie in dem Gebrauche der Waffen, um einst als Krieger seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten. Sein edler

Geist besaß alle Tugenden, welche den Menschen und den Bürger zieren, Bescheidenheit, Klugheit, Wahrheitsliebe, Großmuth, Enthaltbarkeit, Geduld, Verschwiegenheit, Lernbegierde, Unbestechlichkeit und unerschütterliche Vaterlandsliebe. Mit glänzender Beredsamkeit, durch welche er oft über seine Feinde und Neider siegte, verband er die seltensten Tugenden des edlen Bürgers. Er wußte Beleidigungen zu vergessen, und war stets bereit, seinen Feinden in den Gefahren, in welche ihre Unklugheit sie gestürzt hatte, beizustehen. Mit einem der klügsten und tapfersten Feldherrn seiner Zeit, dem erfahrenen Spartaner König Agessilaus, bestand er muthig den schweren Kampf; seine unkriegerischen Mitbürger bildete er zu Siegern über das unüberwindliche Lacedämon. Er, nebst seinem Freunde Pelopidas, die Seele des treulos unterjochten Staats, erhob sein Vaterland über die mächtigsten Staaten Griechenlands; er drohte dem stolzen Lacedämon den Untergang. Schon stand er an der übermüthigen feindlichen Stadt, mit deren Eroberung er seine Siege krönen, seinem Vaterlande die Oberherrschaft zusichern wollte, als er den ehrenvollen Tod fürs Vaterland als Sieger starb. Mit ihm starb der Glanz seines Staates auf immer. Wenige Jahre nach seinem Tode war Theben wieder

unterjocht; derselbe jugendliche Prinz, welcher in seines Vaters Hause und unter seiner Anleitung zum Helden reifte, benutzte in seinem reifern Alter die Fehden Griechenlands zu seinem Vortheil. Ihm war es vorbehalten, das stolze Griechenland, welches die zahllosen Heere Persiens so glorreich überwunden, und selbst den großen König in dem Herzen seiner weitläufigen Staaten bedroht hatte, durch List und Klugheit zu besiegen. Leider hatte es keinen Epaminondas und keinen Pelopidas mehr an seiner Spitze. Leider hatte der Geist der großen Männer Griechenlands sich nicht in ihre Nachkommen gesenkt; leider waren die alten Tugenden der Nation verschwunden, und hatten dem Leichtsinne, der Bestechlichkeit, der Habsucht ihrer entarteten Kinder weichen müssen.

Wir kehren zu Epaminondas zurück. In seiner Jugend hatte er Ursache, sein gefallenes Vaterland zu beweinen. Seit den für Griechenland ruhmvollen persischen Kriegen hatten Athen und Sparta um die Oberherrschaft der andern Griechischen Staaten gebuhlt. Das übermüthige Athen war durch Schuld seines Leichtsinnes und seiner Demagogen im Jahre 404 vor Christo gefallen. Sparta herrschte mit eisernem Zepter, nicht mehr das alte Lycurgische Sparta, das kein Gold achtete, und keine andern Mauern, als die kraftvol-

ten Armen seiner Bürger kannte. Auch hier hatte Sittenverderbniß sich eingeschlichen; das Persische Gold hatte zur Heldenseele eines Pausanias sich den Weg gebahnt, und der Überwinder Athens, Xysander, war nicht frey von Bestechlichkeit und Habsucht.

Indeß entsteigt der große Gedanke, Persien zu unterjochen, der Seele des neuen Spartanschen Königs Agesilaus. Mit Macht und Glück führt er den Krieg gegen den großen König. Mitten im Laufe seiner Siege erhebt ein Sturm sich in Griechenland. Das schwache, aber reiche Persien findet durch sein Gold unter den Griechen selbst Freunde. Die Staaten Theben, Argos, Athen, Corinth verbinden sich gegen Sparta's Alleinherrschaft. Agesilaus wird von seinen Asiatischen Siegen zurück berufen. Er kommt mit blutendem Herzen. Der innere Krieg entzündet sich. Die Staaten Griechenlands verschwenden ihre Kraft, ihr eignes Eingeweide zu zerreißen. Agesilaus, Conon, Thraßibul, Chabrias thun Wunder der Tapferkeit. Der patriotische Conon erbaut mit Persischen Schätzen von neuem die Mauern und den Hafen von Athen. Das bestürzte Sparta schließt einen unrühmlichen Frieden mit Persien durch Antalcidas. Durch Ein Jahrhundert hatten die europäischen Griechen für ihre Bräu-

ber in Klein-Asien das Blut vergossen. Sparta opfert sie auf den Willen des großen Königs hin. Die Staaten Griechenlands in Europa werden für frey erklärt, und Theben genöthigt, die Freyheit der Städte in Bötien anzuerkennen.

Wenige Jahre nach diesem schimpflichen Frieden führt der Spartanische Feldherr Phöbidas seine Truppen durch Bötien, und lagert sich bey Theben. Die Stadt wird durch zwey Faktionen zerrissen. Mitten im Frieden, als eben die sorglosen Thebaner das Fest der Ceres feyern, spielt die den Spartanern günstige Parthey dem lauernenden Phöbidas treulos die Festung Thebens in die Hände. Die unerhörte Verrätherey wird verhaßter durch die grausame Art, mit welcher Phöbidas gegen die ihr Vaterland liebenden Thebaner verfährt. Vierhundert Verbannte suchen Schutz in Athen. Ihr Anführer Ismenias wird dafür in Fesseln geschlagen, und unter nichtigen Vorwänden zum Tode verdammt.

Hierüber erhebt ein allgemeines Geschrey sich in ganz Griechenland. Die Spartaner selbst bezeigen laut ihren Unwillen; sie fragen, ob Phöbidas zu dieser Verletzung des Völkerrechts Vollmacht hatte? Agesslaus, ein persönlicher Feind Thebens, das ihn im Laufe seiner Persischen Siege aufgehalten hatte, sucht den Feldherrn aus

Staatsgründen zu entschuldigen. „Es sey ihm“, sagt er, erlaubt, seine Vollmacht zu überschreiten, wenn es das Wohl des Staats erheische“ — als ob das Wohl des Staats durch Verwätherey befördert werden könne, und Überschreitung der erhaltenen Vollmachten im Ganzen ihm zuträglich sey. — Sparta benutzte das Verbrechen seines Mitbürgers, den es zu einer Geldstrafe verurtheilt, zu seinem Vortheil, und behält in der Thebanischen Burg seine Besatzung.

Aber bald erwacht Theben aus seinem Schlummer. Vier Jahre darauf führt Pelopidas die Verbannten zurück, und befreyt sein Vaterland von dem Spartanischen Joche, indem er die umsonst gewarnten Tyrannen nächtlich überfällt, und zur verdienten Strafe zieht. *)

Während des entstandenen Tumults verkündigt ein Herold mit lauter Stimme den Tod der Tyrannen, und fordert die Freunde des Vaterlandes zu den Waffen auf. Willig folgt dem Rufe Epaminondas. Um seine Hände mit keinem Bürgerblute zu beflecken, hatte er bisher an der

*) Die an das Wunderbare grenzende Geschichte der Befreyung Thebens von seinen Unterdrückern siehe in die Biographie des Pelopidas.

Berschwörung keinen Antheil genommen. Nun, da das Schwert gezogen war, erschien er mit Eifer, Freunde und Vaterland zu vertheidigen. Viele edle, tapfere Jünglinge, die bisher mit Widerwillen das Joch der Tyranny geduldet hatten, folgten dem schönen Beyspiel.

Noch war die Festung mit fünfhundert Spartanern besetzt. Zu ihnen flüchten die bestürzten Anhänger der Tyrannen. Das eifersüchtige Athen sucht Sparta zu schwächen, und sendet den Thebanern Hilfe. Die Spartaner ziehen ab. Der größere Theil ihrer Anhänger fällt unter den Händen der zürnenden Sieger. Nur wenige rettet die menschenfreundliche Verwendung der Athenienser; so richtig hatte es Epaminondas vorausgesehen, daß die Befreyung seines Vaterlandes nicht ohne Bürgerblut bewerkstelligt werden könnte.

Eine tiefe Wunde hatte die Befreyung Thebens dem stolzen Sparta geschlagen. Es beschließt, die kaum freyen Thebaner von neuem zu unterjochen. Noch immer leitet der kriegerische Agessilaus die übermüthigen Anschläge seiner Mitbürger. Aus Furcht entziehen schon die Athenienser ihren Bundesgenossen die versprochene Hülfe, als es dem Spartaner Sphodrias einfällt, den Pyräischen Hafen bey Athen zu überfallen. Er wird zurückgeschlagen und angeklagt. Auch die-

fen Treulosen rettet Agesilaus durch sein Ansehen von der verdienten Strafe.

Mit abwechselndem Erfolg wird der Krieg fortgeführt. Agesilaus fällt in Bötien ein. Er wird von den Thebanern und ihren Bundesgenossen, dem Athenienser Chabrias, von Thebens Mauern zurückgeschlagen. Durch seine Wunden lehrt er die Thebaner siegen.

Die Thebaner werden übermüthig. Sie verachten die freundschaftlichen Warnungen des Persischen Königs, und überfallen verschiedene Städte in Bötien. Die Mauern von Thespiä und Plataä werden geschleift, die Einwohner verbannt. Sie flüchten zu den Atheniensern, und werden gütig von ihnen aufgenommen.

Dadurch sind die Thebaner in Gefahr, ihren besten Bundesgenossen, dem in der That sie einen großen Theil ihres Wohlstandes zu verdanken hatten, zu verlieren. Noch wagen sie es, Truppen nach Phocis zu schicken, um dieses Land zu unterjochen. Mit gleicher Verachtung hören sie die Vorstellungen ihrer Freunde, und die Drohungen der Feinde. Athen wird ihnen immer abgeneigter; es beschließt, mit Sparta einen dauerhaften Frieden einzugehen. Das Interesse des Persischen Königs bringt es mit sich, zu diesem Frieden beizutragen. Er schlägt einen allgemeinen Friedens-

Congreß zu Sparta vor, zu welchem auch die Thebaner ihren Gesandten abschickten.

Der um das Vaterland hochverdiente Pelopidas hatte sechs Jahre lang die höchsten Ämter im Staate bekleidet, und niemahls hatten die Thebaner Ursache, ihre Wahl zu bereuen. Doch war er bey allen seinen Verdiensten nicht der Mann, welchem sie den so wichtigen Gesandtschaftsposten anvertrauen zu können glaubten. Epaminondas, jetzt in seinem vierzigsten Jahre, der bisher in untergeordneten Ämtern immer sich ausgezeichnet hatte, er, welcher die Armuth dem Reichthume, das Verdienst dem Ruhme, den Lohn der Tugend den unsichern Geschenken des Glücks vorzog; er, welcher die Reichthümer seiner Freunde verschmähte, und bisher die gefährlichen Ehrenämter des Staats geflohen hatte, Epaminondas war es, den nun die allgemeine Wahl zu dem so wichtigen Geschäft berief. Willig verließ er die stille Ruhe, in welcher sein Leben bisher glücklich dahin geflossen war, und weihete sich ganz dem Dienste des Vaterlandes.

Athen hatte zu den Congreß zwey seiner ersten Redner gesandt. Von Seiten Sparta's erschien König Agesilaus in Person. Leicht vergleichen sich die beyden Staaten über den allgemeinen Frieden Griechenlands, zu Folge dessen alle

Griechischen Staaten, gemäß dem Traktat des Antalcidas mit Persien, frey seyn sollten.

Epaminondas erhebt sich, den Frieden im Nahmen seines Staats mit zu unterzeichnen. „Die Athener, sagt er, haben für alle Bewohner Attica's unterzeichnet, die Spartaner nicht bloß für die Städte in Laconien, sondern auch für ihre zahlreichen Allirten in allen Provinzen des Peloponnesus. Theben habe dieselben Vorrechte über die von ihm abhängigen Städte, die einst die Herrschaft ihrer Könige anerkannt, und neuerlich den Waffen seiner Bürger sich unterworfen hätten.“

Agessilaus wagt es nicht, auf eine Bitte gerade zu antworten, die weder mit Ehren von Seiten Sparta's zugestanden, noch mit Gerechtigkeit verweigert werden konnte. Er fragt: „Ob die Thebaner gesonnen seyen, zu folge des Friedens die Freyheit von Bötien anzuerkennen?“ Im gleichen Tone fragt Epaminondas: „Ob die Spartaner gesonnen seyen die Freyheit von Laconien anzuerkennen?“ Werden, fragt der König mit Hastigkeit, werden die Bötier frey seyn? Wenn, antwortet mit Festigkeit Epaminondas, wenn ihr den Bewohnern von Laconien, den Messeniern, den unter-

drückten Städten des Peloponnesus, die ihr unter dem Nahmen der Bundsgenossen unterjocht und in strenger Dienstbarkeit haltet, — wenn ihr diesen allen die Freyheit wieder schenkt.

Nun wendet er sich an die Deputirten der Bundsgenossen. Er stellt ihnen die grausame Neckerrey vor Augen, durch welche Sparta sie zu täuschen suche. „Aufgefördert über die allgemeine Freyheit Griechenlands sich zu berathschlagen, verlange man von ihnen, einen Frieden zu unterschreiben, welcher, statt ihre heiligen, unschätzbaren Rechte zu bestätigen, die Tyranny ihrer Herren von neuem bekräftige. Daß alle Städte, groß und klein, frey seyn sollen, sey der wörtliche Inhalt des Friedensschlusses; aber seine wahre Absicht gehe dahin, Theben durch die Böotien geschenkte Freyheit zu schwächen, indeß Sparta die weitläufigen Besitzungen seiner Bundsgenossen behielte, in deren Nahmen es den traulosen Vergleich unterzeichnet habe, und deren Beystand es von nun an erwarten und fordern könne.“ „Wenn sie auf ihrem bisherigen Entschluß bestünden, so willigten sie ein, die Macht Thebens, ihres einzigen Bollwerks gegen die Anmaßungen der Spartaner, zu untergraben; so willigten sie ein, ferner die unerträglichen Abgaben, mit welchen sie so lang bedrückt

worden wären, abzutragen, jedem Aufruf zu unnöthigen Kriegen zu folgen, von welchen größtentheils sie die Gefahren und Lasten erduldeten, die Spartaner allein den Ruhm und die Vortheile genießen. Wenn ihnen der ruhmvolle Name ihrer Vorfahren heilig wäre, wenn sie für ihr eigenes größtes Interesse noch einigen Sinn hätten: sie würden in Thebens Fall gewiß nie einwilligen, sie würden vielmehr das Beispiel dieser alten, berühmten Stadt befolgen, die ihre Freyheit nicht durch Friedensschlüsse und Verhandlungen, sondern durch Tapferkeit und ihre Waffen wieder errungen habe.“

Die Gründe des Epaminondas machen tiefen Eindruck auf die Abgeordneten. Ihn zu schwächen, versucht Agesilaus vergebens durch eine lange Rede; seine Drohung versetzt jedoch die Abgesandten in Furcht; sie beschließen, daß alle Städte Griechenlands frey seyn, und jedem Bundsgenossen erlaubt seyn sollte, den Unterdrückten beyzustehen.

Noch hätte man die Unterhandlungen erneuern können. Ein unglückliches Verhängniß verleitet die Spartaner, den Krieg zu erneuern. Sie geben, weil Agesilaus von einer Krankheit zurückgehalten wurde, dem zweyten König Cleombrotus Befehl, mit zehntausend Mann Fußvölker und tausend Reiter in Bbotien einzubrechen.

Ihnen können die Thebaner nicht mehr entgegen setzen, als sechstausend Fußvölker nebst einer kleinen Anzahl Reiteren; aber Epaminondas war an der Spitze des kleinen Heeres, und Pelopidas diente unter ihm.

Die Ebene von Leuctra, an der Grenze von Bötien, ist der Sammelplatz der Thebaner. Sie ist von allen Seiten durch hohe Hügel des Helicon und Cytheron umgeben; der Ort selbst war bisher allein durch das Grab zweyer Thebanischen Jungfrauen, Töchter des Scedasus, berühmt, welche, von drey Spartanischen Jünglingen an ihrer Ehre gekränkt, durch einen freywilligen Tod ihr Leben endigten. Der traurende Vater flehte Götter und Menschen vergeblich um Rache, und folgte dem Beispiele seiner Töchter.

In der Nachbarschaft sammelten die Spartaner nebst ihren Bundesgenossen das Heer, nachdem sie einige Thebanische Posten von den engen Pässen Helicons verdrängt hatten. Auf den Gipfeln der benachbarten Berge lagern sich die Thebaner; sie beschließen, ohngeachtet der Übermacht der Feinde, eine Schlacht zu wagen. Aber Schrecken überfällt sie bey dem Anblicke des ausgebreiteten Spartanischen Lagers. Viele der dem Epaminondas beygeordneten Generale werden von eben der Furcht ergriffen, und verbreiten sie durch unglückli-

Die Anzeichen und Vorbedeutungen. Der edle Held muß den gefährlichen Einfluß des Aberglaubens bekämpfen. Hierzu bedient er sich einer Stelle aus Homer, nach welcher es für Menschen, welche dem Vaterlande pflichtmäßig zu Hülfe kommen, keiner besondern günstigen Anzeichen des Himmels bedürfe, indem ihr Dienst unmittelbar den Göttern wohlgefällig sey. Epaminondas ergreift mit Klugheit gleiche Mittel, die Furcht der Seinigen zu bestreiten, und ihren gesunkenen Muth von neuem anzuklammen. Auf seine Veranstaltung verbreiten Gerüchte sich im Lager: daß die Tempel zu Theben sich von selbst geöffnet, und dem zu folge die Priesterinnen den Sieg verkündigt hätten; daß die in der Thebanischen Burg aufbewahrte Waffenerüstung des vergötterten Hercules plötzlich verschwunden sey, als ob der unüberwindliche Held seinen Landsleuten zu Hülfe eile; ein altes Orakel, nach welchem den Spartanern am Grabe der Tochter Scedasus eine schwere Niederlage verkündigt wird, begeistert die Menge, während die Feldherren sich aus besseren Gründen zur Schlacht bereiten.

Noch vor der Schlacht beweist Epaminondas seine Zuversicht, die Feinde zu besiegen, indem er allen sich zu entfernen erlaubt, welche entweder die Sache der Thebaner mißbilligen, oder sich

scheuen, mit ihnen die Gefahr zu theilen. Vor allen bedienen die Thespier sich dieser Erlaubniß, und eben so der unkriegersiche, zur Zeit des Gefechts unbrauchbare Troß. Den abgehenden Zug halten die Spartaner für eine zweyte Armeel, und widersehen sich ihm durch ein starkes Detachement. Die Furcht, durch die Spartaner abgeschnitten zu werden, treibt die Abziehenden zu den Thebanern zurück, deren Hoffnungen durch diese unerwartete Verstärkung von neuem belebt werden. So aufgemuntert, stehen die Thebaner fest um ihren bewunderten Feldherrn, bereit, zu siegen oder zu sterben.

Schon sind die beyden Heere gegenüber. Den Abend vor der Schlacht, während Epaminondas, unruhig über den Ausgang derselben, der über das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden sollte, die nöthigen Anstalten trifft, erfährt er, daß ein Offizier von Rang ruhig in seinem Zelte gestorben sey. „Gute Götter! sagt er, wie kann man Zeit haben, unter diesen Umständen zu sterben.“

Cleombrotus hatte nach alter Spartanischer Weise seine Armee in Form eines Halbmondes aufgestellt. Längs der Fronte des rechten Flügels stand seine, von ihm in Person kommandirte Reiterer. Den linken Flügel machten die Hülfstrup-

den unter Archidamus, dem Sohn des Agessilaus, aus.

Epaminondas, welcher bemerkte, daß der Ausgang der Schlacht vorzüglich von den eigentlichen Spartanischen Truppen abhängen würde, beschließt, mit seinem linken Flügel auf König Cleombrotus mit aller Macht los zu gehen, in Hoffnung, den König lebendig zu fangen oder zu tödten, und dadurch unter den Spartanern, welche von allen Seiten eilen würden, ihren König zu vertheidigen, Angst und Verwirrung zu verbreiten. Er verstärkt seinen Flügel mit den tapfersten Männern seines Heeres, stellt seine Reiterey, welche der Spartanischen an Erfahrung und Tapferkeit überlegen war, woran, indeß Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar sich keine besondere Stellung wählt, um überall zur Hülfe bereit zu seyn.

Die Schlacht beginnt. Die Thebanische Reiterey stürzt auf die Spartanische, welche durchbrochen, und zur Infanterie zurückgetrieben wird. Die heilige Schaar dringt mit Wuth in das feindliche Heer. Cleombrotus thut Wunder der Tapferkeit. Ihn zu schützen, eilen die Tapfersten seines Heeres herbey. Er fällt unter einem Haufen seiner Vertheidiger. Neue Wuth entzündet die Spartaner. Sie eilen, den Leich-

nam des Königs zu retten. Dieß gelingt ihnen endlich nach äußerster Anstrengung.

Nach dem Tode des Königs zieht sich die Spartanische Armee auf eine benachbarte Anhöhe zurück. Einige Spartaner wollen die Schlacht erneuern. Ihre Feldherren, welche Ursache haben, ihren Bundesgenossen nicht zu trauen, erlauben den Thebanern, ihr Siegeszeichen auf dem Schlachtfeld aufzurichten; sie ziehen sich zurück mit dem Verluste von mehr als vier tausend Mann. Von siebenhundert Spartanern hatten vierhundert das Leben verloren.

Die Besorgniß, den verzweifelnden Feind auf das äußerste zu treiben, bewegt Epaminondas, von seiner Verfolgung bis in das stark befestigte Spartanische Lager abzustehen. Es konnte nicht ohne Aufopferung vieler Leute erobert werden. In dem Busen der Spartaner erwacht der alte Heldenthum. Sie wollen ihre Todten mit den Waffen in der Hand zum Begräbniß abholen; aus wichtigen Gründen wird der nämliche Entschluß in einem Kriegsrathe verworfen. Noch war ihre Armee stärker als die feindliche, aber der Spartaner nur ein zehnter Theil, und die Bundesgenossen bezeugten immer lauter ihren Unwillen, die Schlacht zu erneuern. Man fügt sich in die Gewalt der

Umstände. Die Spartaner senden einen Herold mit der Bitte, ihre Todten begraben zu dürfen.

Die unglückliche Zeitung hatte indeß ihre Hauptstadt erreicht. Während der unglücklichen Spiele unterrichtet ein Staatsbothe die höchsten obrigkeitlichen Personen von Sparta, oder die Ephoren, von der erlittenen Niederlage. Sie befehlen mit Spartanischer Großmuth, die Spiele fortzusetzen, senden jeder Familie die Liste der aus ihr entsprossenen gefallenen Krieger, und verbiethen den Weibern, ihre Angehörigen zu beweinen. Den Tag darauf erscheinen die Väter und Verwandten der Gebliebenen in ihren Feyerkleidern; sie wünschen sich gegenseitig Glück über die Tapferkeit der in der Schlacht Gesunkenen. Aber die Freunde derjenigen, welche durch eine unrühmliche Flucht ihr Leben gesichert hatten, trauerten zu Hause, oder erschienen mit allen Zeichen des Unwillens und der Verzweiflung. Mit gefalteten Händen, zerrissenen Kleidern, mit starr auf die Erde gerichteten Blicken, erwarten sie angstvoll den Ausspruch ewiger Schande über ihre geflüchteten Freunde und Verwandte. Agesilaus findet es der Staatsklugheit gemäß, die Strenge der Gesetze für dießmahl zu mildern. „Die heiligen Einrichtungen Lycurgs sollen allein für diesen unglücklichen Tag geschlummert haben; sie mögen fortan mit

neuer Kraft erwachen.“ Den dreyhundert Flüchtlingen wird die Strafe der ewigen Verbannung erlassen.

Mit dem Verluste von nur dreyhundert Mann hatten die Thebaner den Sieg errungen. Die Macht von Sparta war tief gesunken, und die ihm bisher unterworfenen Völker, Eleer, Arcadier, Argiver, sannten darauf, das ihnen verhaßte Joch abzuwerfen. Kleinere Staaten hofften, nun weniger beunruhigt, weniger mit Auflagen beschwert, oder zu Kriegen, die sie nichts angingen, gezwungen zu werden. Stärkere athmen Rache für die vielfachen Beleidigungen, die sie von den stolzen Aristocraten zu Sparta bisher so oft erduldet hatten.

Die Athenienser allein beobachteten eine unerwartete Mäßigung. Ein Herold von Theben hatte ihnen den Sieg ihrer Mitbürger verkündet, und zu einem Offensiv-Bündniß gegen das übermüthige Sparta sie eingeladen. Die Staatsklugheit des Timotheus und Iphicrates erlaubt wohl, den Feind zu demüthigen, aber ihn nicht zu vernichten. Kalt nahm man den Herold auf. Ohne seine Absicht erreicht zu haben, wird er entlassen.

Die Thebaner wenden sich an Jason, einen Theessalischen Fürsten, welcher durch Klugheit, Glück und Tapferkeit in seinem Vaterlande die

Herrschaft errungen hatte. Willig, das vorgeschlagene Bündniß einzugehen, kommt Jason nach Theben; er sucht durch Geschenke und Versprechungen die Freundschaft des Epaminondas zu gewinnen. Umsonst. Der berühmte Feldherr, dessen ehrwürdige Armuth den Beystand seiner Freunde und Mitbürger verschmähte, verachtet die Anerbietungen eines Fremden. Das Bündniß wird dessen ungeachtet geschlossen, und Jason vereinigt sein Heer mit dem der Thebaner.

Noch war die Thebanische Armee von dem Feinde in einer geringen Entfernung gelagert, in der Nähe von Leuctra. Jason findet es seinem Interesse angemessener, die Rolle eines Vermittlers, als eines Bundesgenossen zu spielen. Die Thebaner ermahnt er, mit den erhaltenen Vortheilen zufrieden zu seyn, die Feinde nicht zur Verzweiflung zu treiben, des unbeständigen Glücks eingedenk zu seyn. Die Spartaner erinnert er an den erlittenen Verlust, an den Unterschied zwischen einer siegreichen und einer geschlagenen Armee, an die Gefahr, die ihnen bevorstehe. Seine Gründe finden Eingang. Die Feindseligkeiten werden eingestellt, die Friedensbedingungen vorgeschlagen und angenommen. Doch setzen die Spartaner nebst ihren Bundesgenossen auf diese Verhandlung so wenig Vertrauen, daß sie die

folgende Nacht abziehen, und ihren Marsch zur Hauptstadt ohne Hinderniß verfolgen.

Sparta hatte die meisten seiner Bundesgenossen verloren, indeß Theben sein Haupt erhob. Doch waren die Staaten, welche das drückende Joch Sparta's abgeschüttelt hatten, nun um nichts glücklicher. Durch Partheyen zerrissen, verbannten sie einander, und die Zahl der Verbannten ist nicht geringer, als die der Zurückgebliebenen. Vierzehn hundert werden aus der Stadt Tegea, in Arcadien, verbannt, zwey tausend in Argos ermordet; in manchen Orten haben die streitenden Partheyen wesselweise die Oberhand. Oft werden die Theilnehmer der Regierung von den Verbannten, die in dem benachbarten Gebieth ihr Lager aufgeschlagen, verjagt. Die Mantinäer (Bewohner der Stadt Mantinea, in Arcadien) allein handeln weiser. Einmüthig und mit Eifer erbauen sie die von den Spartanern niedergerissenen Mauern ihrer Stadt, entschlossen, in Zukunft ihre Freyheit zu behaupten.

Weder die Thebaner, noch die Spartaner mischen sich in diese blutigen Unordnungen. Jene sind in dem nördlichen Theile Griechenlands geschäftig, diese durch ihre Niederlage so sehr gedemüthigt, daß sie zufrieden seyn müssen, wenn sie im Stande sind, die Ufer des Eurotas, eines

Flusses bey Sparta, zu vertheidigen, und die Feinde von dem Angriff auf ihre Hauptstadt zurückzuschlagen. Zu diesem Zwecke bewaffnen sie Kranke und Greise. Schon wollen sie selbst ihren Sklaven die Freyheit schenken, und sie mit Waffen versehen, als sie durch Flüchtlinge aus Argolis, Achäa, Arcadia, welche zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, verstärkt werden.

Mit neuem Muthe befeelt, suchen sie nun in Arkadien ihr verlorenes Ansehen wieder zu erhalten. Aber weder der Feldherr Politropos, noch König Agesilaus selbst, sind vermögend, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Ersterer fällt in der Schlacht, und der König begnügt sich, die blumigen Gefilde Arcadiens zu verwüsten, dessen Bewohner genöthigt sind, die Thebaner, ihre Bundesgenossen, um Beystand anzusehen.

Die Thebaner greifen von neuem zu den Waffen. Mit ihrem eigenen Heere verbinden sie die Blüthe ihrer Bundesgenossen. Krieger aus Böotien, Phocis, Locri, Euboea, nebst einem Haufen plünderungsfüchtiger Flüchtlinge begleiten sie. An der Grenze von Arcadien stoßen zu ihnen die trauernden Bewohner dieses verwüsteten Landes, wie auch Eleer und Argiver. Sie alle machen das größte Heer aus, das je in Griechenland sich unter Einer Fahne versammelt hatte. Funfzig

bis siebzig tausend Krieger. An der Spitze der Thebaner Epaminondas, denen die übrigen Feldherren aus Achtung das Kommando überlassen. Agesilaus eilt, Arcadien zu räumen. Er verwüftet das unglückliche Land, und zieht sich nach Laconien zurück.

Die Thebaner beschließen, unverweilt auf Sparta loszugehen, das Land zu verheeren, und die Hauptstadt, wo möglich, zu erobern. In vier Abtheilungen brechen sie ein. Drey darunter langen ohne Widerstand an die bestimmten Plätze. Lange wird die vierte durch die Tapferkeit des Ischidas aufgehalten. Das Beyspiel des Leonidas bey Thermopylä hatte seine Brust entflammt. Vor dem ungleichen Kampfe entläßt er die Jünglinge; er mit den alten Kriegern vertheidigt sich. Lange war die Schlacht zweifelhaft; groß der Feinde Verlust. Die Schlacht endet nicht eher, als da alle Spartaner bis auf den letzten Mann gefallen sind.

Nun geht das vereinigte Heer auf Sparta los. Seit fünfhundert Jahren hatte Laconien kein solches Unglück befallen. Angst und Schrecken herrschen in der Hauptstadt. Die große Gefahr, in welcher sie sich befindet, nöthigt sie, ihre Sklaven, welche sie sonst mit viel Grausamkeit behandelt hatte, zu bewaffnen. Sechs tausend

dieser Unglücklichen sollen für ihre verabscheuten Herren fechten. Ihre große Zahl vermehrt die allgemeine Verwirrung. Der Schrecken dauert fort bis auf die Ankunft eines zahlreichen Corps Hülfsstruppen aus Corinth und andern Städten, welche zwar immer der willkührlichen Herrschaft sich entgegengesetzt hatten, aber die Zerstörung eines so ansehnlichen Staats nicht zulassen wollen.

Die unerwartete Verstärkung verbreitete Freude und Frohlocken unter den Verzweifelnden. Kaum können ihre Könige und Feldherren vom Angriff des Feindes sie abhalten. Ihr kriegerischer Muth, geleitet durch die bewährte Klugheit des Agesilaus, setzt sie in den Stand, die ersten Anfälle des Feindes zurückzuschlagen. Durch einen wohlangebrachten Hinterhalt vernichtet er die feindlichen Anschläge, durch Geistesgegenwart erstickt er eine gefährliche Verschwörung, und während er durch Tapferkeit und List die vereinigten Bemühungen der äußern und der innern Feinde zu vereiteln bemüht ist, sucht er durch Unterhandlungen mächtigen Beystand für sein am Rande des Untergangs schwebendes Vaterland.

Sparta hat keine Burg und keine Mauern. Die umliegenden Anhöhen hatte Agesilaus sorgfältig mit Truppen besetzt. Vor einer der höchsten sieht er Epaminondas an der Spitze seiner Armee

heranrücken. Lange verfolgt! er ihn mit seinen Augen; er bricht endlich in die kurzen Worte aus: Welch ein Mann!

Höchst unruhig über die Gefahr seines Vaterlandes; eine mächtige feindliche Armee vor sich; mit wenig Bewaffneten umgeben; überall umringt von Aufrührerischen, die alles sich erlauben; hörend die Klagen der Einwohner Laconiens, die ihre Besitzungen von dem Feinde verwüstet, ihr Leben bedroht sehen; angeklagt, daß er der Urheber alles des Unglücks sey, das Griechenland überfallen habe; wehmüthig zurückblickend auf seine einst so glänzende Regierung, die nun durch ein ganz neues Schauspiel in Gefahr ist, all ihren vorigen Ruhm zu verlieren: zeigt Agésilas eine heitere Stirne, und verachtet die Befehdungen des Thebanischen Helden, der in die Ebene ihn herabzulocken sucht. Er ist so glücklich, das nun auf Thebens Macht eifersüchtige Athen zu einem Bündnisse zu bereden. Iphicrates wird mit zwölftausend Mann dem beängstigten König zur Hülfe abgesandt.

Indeß hatte Epaminondas Laconien furchtbar verwüstet. Rache entflammt seine Brust, weil er die Hauptstadt des Feindes nicht überwältigen kann. Um Sparta einen tödtlichen Streich zu versetzen, beschließt er, das zerstörte Messene, un-

weit Sparta, dessen Einwohner seit dreyhundert Jahren zur Sklaverey verdammt waren, oder ihr Vaterland verlassen mußten, von neuem aufzubauen. Wahrscheinlich hatten die noch übrigen Unglücklichen, welche Athen großmüthig in seinen Schuß genommen hatte, sich zu Epaminondas geschlagen. Sie führt Epaminondas in die verlassene Stadt zurück; die ihnen beigegebene Besatzung von Thebanern flößt ihnen Muth ein, Sparta von neuem anzuseinden.

Vollendet hatte Epaminondas das schwierige Unternehmen, als die Athenische Armee unter Sphicrates sich näherte. Nicht daß Epaminondas sich vor ihr gefürchtet hätte. Aber die Eifersucht Athens über die steigende Macht Thebens, die Winterzeit, in welcher die Thebaner nicht gewohnt waren, im Felde zu bleiben, der Mangel an Lebensmitteln, die Unzufriedenheit seiner Truppen über den langwierigen Krieg, der Verlust, den er bisher erlitten hatte, und die Betrachtung, daß seine Bundesgenossen, die Arcadier und Eleer, ihn verlassen hatten, bewegen ihn, das ganz verwüstete Laconien zu räumen, und, ohne von Sphicrates gestört zu werden, seine Truppen nach Bötien zurückzuführen.

Die Häupter des Bötischen Bundes oder die Bötarchen — dießmahl Epaminondas

und Pelopidas — waren nur ein Jahr über zur Führung ihres Amtes bevollmächtigt. Epaminondas und Pelopidas hatten es vier Monate länger behalten. Sie werden deshalb vor dem Thebanischen Volke angeklagt. Pelopidas erschrickt vor der zürnenden Stimme seiner Ankläger, und sucht durch demüthiges Flehen seine Losprechung zu bewirken. Epaminondas erscheint vor seinen Richtern mit eben der Ruhe, die an der Spitze seiner Truppen ihn beseelt hatte. Das Gesetz, sprach er, verurtheilt mich; ich habe den Tod verschuldet; ich bitte nur, auf meinem Grabe die Inschrift zu setzen: „Die Thebaner haben Epaminondas zum Tode verdammt, weil er zu Leuctra sie zwang, die Lacedämonier, die sie vorher gefürchtet hatten, anzugreifen und zu schlagen; weil sein Sieg dem Vaterland die Freiheit gab; weil unter seiner Anführung die Thebaner Lacedämon belagerten, welches sich glücklich schätzte, nicht ganz vernichtet zu werden; weil er Messene wieder herstellte und mit starken Mauern umgab.“ — Diese großmüthige Vertheidigung erschütterte die Zuhörer; unter lautem Frohlocken derselben wird Epaminondas nebst seinem Freunde Pelopidas losgesprochen. Vom Gericht kehrt er mit gleichem Ruhm zurück, als von dem Schlachtfelde bey Leuctra.

Von jeher folgte blasser Neid dem Ruhme. In der neuern Vertheilung der Ämter erhält der Sieger von Leuctra die Aufsicht über die Reinigkeit der Gassen und Unterhaltung der Canäle. Er führt sein Amt mit Würde, und zeigt dadurch, daß man, wie er selbst sagte, die Menschen nicht nach den Ämtern, die sie bekleiden, sondern die Ämter nach den Menschen, die sie verwalten, beurtheilen müsse.

Der Krieg wird indeß fortgesetzt. Fester schließen die Spartaner das Bündniß mit Athen, sie verbinden sich zugleich mit König Dionys von Sicilien und Artaxerxes von Persien. Die Arcadier überfallen Pallene, eine den Spartanern treu gebliebene Republik, sie verheeren das Land und erobern die Stadt. Ihnen zu Hülfe eilt Epaminondas mit sieben tausend Mann Fußvölker und fünfhundert Reitern. Troß den Hülfsstruppen des Dionys und des Athenienseers Carias durchbricht er die Landenge, welche den Peloponnes von dem eigentlichen Griechenland unterscheidet; er nimmt Sicyon ein, greift Corinth an. Aber die Thebaner werden mit Verlust zurückgeschlagen, und Epaminondas hält es für gut, sich zurückzuziehen.

Von neuem erwacht der Neid gegen den unbescholtenen Feldherrn. Seine im Glück übermü-

thigen Mitbürger werfen die Schuld seines Verlustes auf ihn, und berauben ihn der Feldherrnwürde, die er bisher mit so viel Ruhm bekleidet hatte.

Bald sind die nach Unabhängigkeit strebenden Arcadier in Gefahr, von den Spartanern unter Archidamus, dem Sohne des Agesilaus, unterjocht zu werden. Auf den weisen Rath des Epaminondas hatten sie die Grenzfestung Megalopolis erbaut.

Indeß Epaminondas im Privatstande auf seinen Vorbeern ruht, sind die Thebaner unter Pelopidas in Theffalien geschäftig. Hier hatte nach Jasons Ermordung Alexander unerhörte Grausamkeiten ausgeübt. Pelopidas und Ismenias zwingen ihn zur Unterwerfung, werden aber bey der Rückreise aus Macedonien von dem Tyrannen treulos gefangen und in den Kerker geschickt.

Der Tyrann frohlockte. Grausam gegen seine Unterthanen, treulos gegen seine Bundesgenossen, ein unversöhnlicher Feind, ein Räuber zu Land und zu See, dem es Vergnügen war, Menschen lebendig zu begraben, sie in die Häute wilder Thiere zu nähen, und den Hunden vorzuwerfen, Kinder in Gegenwart ihrer Väter und Mütter zu foltern und zu verstümmeln; — dieser Wüthrich, welcher nichts von Menschen und Völker-

rechten rüfste, hoffte nun, seine Absicht erreicht, seine Rache befriedigt zu haben. Die Thebaner sind viel zu schwach, ihre Feldherren zu befreien. Das von Theben nachgeschickte Hülfs-corps wird geschlagen. Von allen Seiten umgeben, kommen sie in die äußerste Gefahr. Ihr jetziges Unglück schreiben sie mit Recht ihrem neuen, unerfahrenen Feldherrn zu. Epaminondas, welcher freywillig den Dienst mitmachte, wird einstimmig von ihnen zum Feldherrn ausgerufen. Sogleich ändert sich die Lage der Sache; der Tyrann wird geschlagen, und zum Rückzug gezwungen.

Epaminondas ist weit entfernt, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Das Leben der mit Ketten belasteten Feldherren ist ihm zu theuer. Er läßt dem Feinde Zeit zur Besinnung. Der Tyrann bittet um Frieden, erhält aber nur einen Stillstand auf dreyßig Tage, unter der Bedingung, die Gefangenen sogleich in Freyheit zu setzen.

Endlich ziehn die Thebaner sich aus Thessalien zurück. Während des Feldzugs hatten die Spartaner Gesandte nach Persien geschickt, um Geld und Truppen von dem großen Könige zu erwirken. Die Thebaner halten es für nöthig, ihren Absichten entgegen zu arbeiten. Sie bestätigen Epaminondas in seiner Feldherrnwürde; dem Pelopidas, dessen Unglück sie weniger seiner Un-

Klugheit als Treulosigkeit des Thebalischen Tyrannen beymessen, ernennen sie zu ihrem Gesandten an dem Persischen Hof. Mit Glück verrichtet er seinen Auftrag. Er schließt ein Bündniß mit Persien auf die Bedingung, daß Messenien in Zukunft von dem Spartanischen Joch frey seyn, und alle Staaten, welche dem Tractat sich widersetzen würden, hart bestraft werden sollen.

Nun kehrt Pelopidas mit einem Persischen Gesandten zurück. Aber die Thebanischen Bundesgenossen, und namentlich die Arcadier, weigern sich, den Tractat zu beschwören. Auch die Corinthier wollen von keinem Bündniß mit Persien wissen. Die Flamme des Kriegs entzündet sich von neuem.

Epaminondas erhält den Oberbefehl über eine zahlreiche Armee, mit welcher er zur dritten Mahle in den Peloponnes eindringt. Die Eleer und Arcadier, sonst gegen einander feindlich gesinnt, sind gegen Theben widerspenstig. Epaminondas fällt in Achaja ein. Hier hatten vor kurzem die Aristocraten das Übergewicht erlangt. Sie verbinden sich mit Epaminondas; das wehrlose Volk muß sich dem Sieger unterwerfen, und sich an Theben anschließen.

Die Eroberung war ohne Blutvergießen vollendet. Epaminondas kehrt siegreich nach Theben

zurück. Noch war er nicht angelangt, als er wegen seines in Achaja befolgten Betragens vor dem Thebanischen Volk angeklagt wird. Die Arcadier und Archer beschweren sich darüber, daß Epaminondas in einem benachbarten Staate die Aristocratie eingeführt habe. Ihre Klage unterstützen die zahlreichen Feinde des Helden. Das bethörte Volk zu Theben beschließt, die in Achaja getroffenen Anstalten des Epaminondas für ungültig zu erklären, und eine Commission nach Achaja zu senden, welche die Aristocratie verbannt, und eine demokratische Regierungsform einführt. Aber kaum haben die fremden Truppen das Land verlassen, als die Verbannten zurückkommen, und die Aristocratie herstellen. Sie wollen sich auf die wankende Politik Thebens nicht weiter verlassen, und bitten um den Schuß von Sparta.

Das alte, in derselben Provinz gelegene *Sicyon* folgte nicht dem Beispiele seiner Nachbarn. Die unglückliche Stadt, lange Zeit der Sitz des Reichthums und der Künste, ward von ihrem Mitbürger, dem schlaunen *Euphron*, mit Sparta's Beystand unterjocht. Ihm widerseht sich *Aneas*, der Arcadische Feldherr, welcher der Unterdrückten sich annimmt, und den *Euphron* nöthigt, mit seinen Schätzen nach Theben zu flüchten. Sein Geld und seine Beredsamkeit erwerben

ihm Freunde unter den Vorstehern Thebens. Schon hofft er in kurzem triumphirend nach Sicyon zurückkehren zu können, als er von seinen Feinden in der Thebanischen Burg erschlagen wird.

In den heiligen Mauern, in welchen der Thebanische Rath sich zu versammeln pflegte, war der Mord geschehen. Die Mörder werden vor Gericht gezogen. Anfangs läugnen sie die That. Einer derselben, kühner als die andern, gesteht sie ein, und sucht sie zu rechtfertigen. Seine Beredsamkeit bewirkt ihm und seinen Mitschuldigen Lossprechung von dem Senat, die von dem Volke bestätigt wird.

Indeß wird der Krieg von beyden Seiten schläfrig fortgeführt. Müde desselben, beschließen die Bundesgenossen Sparta's, Achäer, Phliusier, Corinthen, welche bisher den Spartanern treu geblieben waren, eine Gesandtschaft nach Sparta mit der Bitte abzusenden: daß Sparta entweder den ihm von Theben jüngst angebotenen Frieden annehme, und Messenien die Freyheit schenke, oder ihnen erlaube, mit Theben für sich zu unterhandeln.

Billig war das Gesuch, aber das stolze Sparta nicht geneigt, ihm zu willfahren. Archidamus will lieber alles aufopfern, als das unglückliche Messenien fahren lassen. „Entweder soll Theben

von seinen Anmaßungen abstehen, oder der letzte der Spartaner fallen.“ Die Bitte der Bundesgenossen wird ihnen abgeschlagen. „Sie mögen,“ so lautet die Antwort, nach Gutdünken handeln, nimmermehr würde Sparta sich Messenien entreißen lassen.“ Die Bundesgenossen wenden sich an Theben, und verlangen die gesuchte Neutralität.

Immer schwebt dem großen Epaminondas der Gedanke vor, sein Vaterland zum ersten Staate Griechenlands zu erheben. Er sucht ihm die Herrschaft zur See zu verschaffen, segelt nach Rhodus, Chios, Byzanz, mit diesen Seestaaten sich zu verbinden. Lange hatten sie das harte Joch Athens gefühlt. Der tapfere Laches merkt ihr Vorhaben, er verhindert den Abfall, und die Thebaner werden zu andern Unternehmungen zurückberufen.

Leider wird das unglückliche Griechenland noch immer durch innere Kriege zerrissen. Die Arcadier überfallen Olympia, und bemächtigen sich der dort seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze Jupiters. Die frömmern Griechen zu Mantinea erheben sich gegen den Kirchenraub. Sie wollen keinen Theil an dem heiligen Gelde haben, und kommen dafür in Verdacht. Um ihren Antheil nicht zurückgeben zu müssen, wenden die Theilnehmer des Raubes sich an Theben, unter dem Vorwande, daß die Arcadischen Staaten an Sparta

sich anschließen wollen. Dagegen warnen die Staaten Theben, die Landenge bey Corinth, oder den Isthmus, nicht zu überschreiten. Sie wolten keinen Theil an den Reichthümern Olympia's haben, sie geben der Stadt die Freyheit und die Aufsicht über die öffentlichen heiligen Spiele zurück. !

Um den völligen Frieden mit Elis, in dessen Umfang Olympia lag, zu schließen, halten sie einen Congress zu Tegea, zu welchem Deputirte aus Elis und mehreren Städten Arcadiens ankommen. Schon hatte man über die wesentlichsten Punkte des Friedens sich vereinigt; es werden Lustbarkeiten angeordnet, und die Deputirten, wenige aus Mantinea ausgenommen, welche zu ihrer nahen Stadt zurück eilen, feyern zu Tegea das Friedensfest. Während desselben wenden sich die höchsten obrigkeitlichen Personen der Griechischen Städte, die Archonten, die an dem Raube Theil genommen hatten, an einen Thebanischen General, der ein beträchtliches Corps Böotier anführte, und mit Tegea's Gegend wohl bekannt war. Er läßt sich verleiten, den Bitten der Archonten nachzugeben, und die mit Trank und Spiel sich belustigenden Deputirten zu überfallen, und in Verwahrung zu nehmen.

Die Mantineer hören von diesem Überfalle. Sie verlangen die Ihrigen zurück, und lassen dem Thebanischen Feldherrn sagen, daß kein Arcadier ohne Urtheilsspruch getödtet werden könne. Sie schicken Gesandte an viele Städte Arcadiens, fordern sie auf, ihre Gefangenen zu befreien und die Beleidigung zu rächen. Die Archonten und der Thebanische General gerathen in Furcht. Letzterer setzt die Deputirten in Freyheit, entschuldigt sich, er habe gehört, daß die Lacedämonier gegen die Grenze anrückten, und viele der Gefangenen Segea an den gemeinschaftlichen Feind verrathen wollten. Die Arcadier lassen durch diese Scheingründe sich nicht täuschen, sie schicken Gesandte nach Theben, und fordern Genugthuung.

Epaminondas, damahls General der Böotier, erklärt: seine Mitbürger hätten besser gethan, die Arcadier fest zu halten, als frey zu geben. Ihre Aufführung wäre sträflich, weil sie ohne Bewilligung ihrer Bundesgenossen Frieden geschlossen hätten. „Ihr könnt versichert seyn,“ sagt er zu den Abgeordneten, „daß die Thebaner nach Arcadien eilen, und ihre dortigen Freunde schützen werden.“

Diesen Entschluß hören die Arcadier mit Unwillen. Sie bemerken, daß die Thebaner über den Frieden nicht mißvergnügt seyn können, ohne

Verewigung der Feindseligkeiten in dem Lande zu wollen. Sie verbinden sich enger unter einander, so wie mit ihren Bundesgenossen in Elis und Achaia, bereiten sich zur kräftigen Gegenwehr, senden Gesandte nach Athen und Sparta, und flehen um Hülfe.

Während dieser feindlichen Zurüstungen geht Epaminondas mit allen Böotiern, den Euböern und einem starken Corps Thessalier zu Felde. Bey seiner Ankunft in dem Peloponnes erwartet er, daß die Argiver, die Messenier, mehrere Städte in Arcadien, und namentlich Thegea und Megalopolis, sich mit ihm vereinigen werden. In dieser Hoffnung rückt er gegen das durch seine zu Ehren des Hercules gefeyerten Spiele berühmte Nemea, einen Flecken in Argolis, unweit Sicyon. Hier verweilt er mehrere Tage, in Hoffnung, die Athenienser, deren nächster Weg nach dem Peloponnes durch diesen Distrikt war, einzuschließen. Die Athenienser entgehen der Falle, segeln an der Küste von Laconien vorbey, und eilen dann, mit ihren Bundesgenossen zu Mantinea sich zu vereinigen. Von ihrem Vorhaben unterrichtet, hebt Epaminondas sein Lager auf, und schreitet vorwärts gegen Thegea, den Platz, an welchem seine Peloponnesischen Bundesgenossen sich zu versammeln beschieden sind. Er wartet hier mehrere

Wochen, aber keine der benachbarten Städte will sich unterwerfen und Thebens Schus empfehlen. Dieser Umstand ist ihm um desto unangenehmer, da sein Commando sich nur noch auf eine kurze Zeit erstreckt.

Immer vergrößert sich indeß die Zahl der Feinde zu Mantinea. Schon hatte Agesilaus seine Spartaner bis an die Grenze vor Arcadien geführt. Konnte er mit den übrigen sich vereinigen, so waren die verbündeten Heere stärker, als das des Epaminondas, dessen Armee dreißigtausend Fußvölker nebst drehtausend Reitern ausmachte. Indem er diese Umstände überlegt, bestimmt er sich zu einem Unternehmen, welches, wenn es mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wird, seine bisher fruchtlosen Versuche mit Ruhm bekränzen muß. In der Nacht verläßt er sein Lager, und macht einen schnellen Marsch von sechs Meilen, in der Absicht, Sparta zu überfallen. Hätte nicht die Schnelligkeit eines Cretenßischen Überläufers Agesilaus von der Gefahr unterrichtet, so war die unvorbereitete Stadt verloren. Sie war von allen Seiten offen, und hatte zu ihrer Vertheidigung nichts als Kinder und Greise. Um den Absichten des Feindes zuvorzukommen, war die Hauptarmee der Spartaner schon zu weit vorge- rückt; aber der betagte Agesilaus nebst seinem Soh-

ne Archidamus kehren mit einer kleinen, aber tapfern Schaar zurück, die Hauptstadt zu beschützen.

Epaminondas hatte alle mögliche Vorsicht gebraucht, die seine Klugheit ihm eingeben konnte. Er nahm nicht durch jene engen Wege, in welchen die Mehrzahl seiner Armee ihm wenig Vortheil gewähren konnte; er sammelt sein Heer nicht in der Ebene, in welcher seine Leute den Pfeilen und Wurfspeeren der Feinde ausgesetzt seyn mußten; er läßt durch keine Hinterlist sich fangen, in welcher die Spartaner von jeher Meister waren. Er besteigt eine Anhöhe, von welcher die Stadt beherrscht wird, entschlossen, mit jedem Vortheil seiner Seite herabzusteigen, ohne einer nur scheinbaren Möglichkeit eines zu erleidenden Verlustes. Die Vorsehung beschützt Sparta, dessen Krieger Verzweiflung antreibt. Schon war Epaminondas bis an den Markt vorgeedrungen, und hatte einen Theil der Stadt besetzt. Nun stürzt der bald achtzigjährige Agesilaus sich mitten in Gefahren. Archidamus mit kaum hundert Mann setzt sich dem Feinde entgegen, haut die ersten Reihen nieder, und bereitet sich, die übrigen anzugreifen. Von einem panischen Schrecken ergriffen, weichen die Thebaner, obgleich sie stärker an der Zahl waren, und den Vortheil der Gegend für sich hatten. Die

Spartaner verfolgen sie mit Hefigkeit, aber auch sie werden mit Hefigkeit zurückgeschlagen.

Epaminondas läßt den Muth nicht sinken. Da er vermuthet, die ganze feindliche Armee habe sich von Mantinea zurückgezogen, um Sparta zu entsetzen, befiehlt er den Rückzug, kehrt mit der größten Eile nach Mantinea zurück, und erlaubt der Infanterie eine Zeit lang auszuruhen und sich zu erhohlen. Er eilt mit seiner Reiterrey voraus nach Mantinea, das nur zwey Meilen entfernt war; er hofft, die Mantineer unvorbereitet zu überfallen, indem er glaubt, daß ihre meisten Bürger sich zu der Zeit — es war Herbst — mit der Ernte beschäftigen werden.

Auch entsprach die Lage der Mantineer seinen Hoffnungen. Aber das Glück ist seinem Unternehmen zuwider. Bevor noch seine Truppen vor Mantinea ankamen, war eine starke Abtheilung Atheniensischer Reiterrey zu Hülfe angelangt. Noch hatten die Athenienser nicht Zeit, auszuruhen, und sich zu erquicken, als die Thebaner erscheinen und mit großer Schnelligkeit vorrücken. Die Athenienser hatten den Tag noch nichts gegessen; sie kannten die Tapferkeit der Thebanischen und Theffalischen Reiterrey, mit welcher sie nun kämpfen sollten; um nichts besorgt, als um die Sicherheit ihrer Bundesgenossen, stürzen sie in das Feld,

und halten den Fortschritt des Feindes auf; nach einem blutigen Gefechte, in welchem von beyden Seiten mit dem größten Muth gekämpft wird, erhalten sie einen vollständigen Sieg. Die Thebaner bitten um Erlaubniß, ihre Todten zu begraben. Die Überwinder errichten das Siegeszeichen ihrer Tapferkeit.

Diese wiederhohltten Unglücksfälle würden jedem gewöhnlichen Feldherrn den Muth benommen haben. Dem Epaminondas geben sie Veranlassung, eine allgemeine Schlacht zu wagen, in welcher er entweder die Schande seines letzten Verlustes abzuwaschen, oder eines rühmlichen Todes zu sterben hofft.

Mit neuen Truppen verstärkt, hatten die Bundesgenossen bey Mantinea sich wieder versammelt. Auch die Thebaner hatten Verstärkung erhalten. Nie hatten so zahlreiche Armeen der sich selbst zerfleischenden Griechischen Staaten im Felde gestanden.

Epaminondas befolgt in seiner Schlachtordnung die Maßregeln, die bey Leuctra ihm den Sieg verschafft hatten. Er nimmt den Anschein, als ob er das Gefecht vermeiden wolle. Die Feinde lassen sich täuschen, und zerstreuen sich in ihren Zelten. Plötzlich rückt Epaminondas mit seinem linken Flügel gegen die Spartater und Mantineer.

Dem rechten und dem Mittelpunkt befehlt er, langsam vorzuschreiten. Schnell greift der Feind zu den Waffen, besteigt seine Pferde, und stellt sich in Ordnung. Stolz erwarten die Spartaner und Mantineer den Angriff. Trotzig und blutig ist die Schlacht. Die Speere sind gebrochen; beyde Theile ergreifen die Schwerter.

Endlich durchbricht Epaminondas die Spartanische Linie. Sein Mittelpunkt und rechter Flügel schlagen ebenfalls den gegenüber stehenden Feind. Auch die Thebanische und Thessalische Reiterey siegt. In ihrer Mitte hatte Epaminondas ein Corps Infanterie gestellt, deren Wurfspeie dem Feinde großen Schaden thun. Noch hatte Epaminondas die Vorsicht, einen Hügel zu besetzen, um die Feinde, wenn sie von ihrem Posten sich vordrängen würden, in der Flanke und von hinten anzugreifen.

Aber mitten in der Schlacht wird er tödtlich verwundet. Mit zu viel Eifer hatte er die fliehenden Spartaner verfolgt. Ein Corps derselben umringt ihn, und schländert seine Waffen auf ihn herab. Lange ist er so glücklich, dem nahen Tode zu entfliehen. Viele der feindlichen Krieger streckt er zu Boden, bis ein Wurfspeie ihm die Brust durchbohrt. Ihn dem Feinde zu entreißen, entsteht ein neues, eben so blutiges Gefecht. Seine Krie-

Krieger verdoppeln ihre Kräfte; sie haben den traurigen Trost, ihren Feldherrn in das Lager zurück zu bringen. Man trägt ihn auf eine Anhöhe, wahrscheinlich um die folgenden Operationen besser zu beobachten. Leider verläßt mit seiner Entfernung die Thebaner der Geist, der sie bisher geleitet hatte. Sie hatten die feindliche Linie durchbrochen, und wissen von dem Siege keinen Vortheil zu ziehen. Hier und da sammelt der Feind sich von neuem, und sicht mit Erfolg. Die leichte Infanterie, die zwischen der Thebanischen und Thessalischen Reiterey gestellt war, bleibt, während jene den Feind verfolgt, zurück, und wird von der Athenischen Cavallerie in Stücken zerhauen. Stolz über ihr Glück, wenden sich die Athenienser gegen eine Abtheilung ihrer Feinde, und schlagen nach langem Gemehel sie in die Flucht. So zwischen Sieg und Niederlage endet der merkwürdige Tag. Beyde Theile errichten als Sieger ihr Triumphzeichen; beyde bitten als Überwundene um Erlaubniß, ihre Todten zu begraben.

Das Getümmel der Schlacht hört endlich auf. Die vornehmsten Thebaner versammeln sich um ihren sterbenden General. Noch athmet er. Rings um ihn weinen die Umstehenden. Das Lager erschallt von Tönen des Schmerzens und der Verzweiflung. Die Wundärzte erklären, daß er das

Ausziehen des Spießes nicht überleben kane. Er fragt, ob sein Schild in Sicherheit sey, und lächelt, da er gebracht wird, ihn küßend, mit melancholischer Freude. Dann fragt er, ob die Thebaner den Sieg erhalten hätten? Man bejaht die Frage, denn allerdings hatten die Spartaner zuerst um die Erlaubniß ange sucht, ihre Todten beerdigen zu dürfen. Nun, sagt er, habe ich genug gelebt. Bald fragt er um zwey seiner Generale, Diaphantus und Solidas, die er für würdig hielt, ihn zu ersetzen. In der Schlacht waren sie gefallen. Man berichtet ihm ihren Tod. Nun so beredet, sagt er, die Spartaner zum Frieden. Jetzt ist er bereit zum Sterben, weil er, wie er sprach, sein Vaterland siegreich verlassen. Die Umstehenden beweinen seinen Tod, sie bedauern insonderheit, daß er ohne Kinder sterbe, die Erben seines Namens, seines Ruhmes wäre. Ihr irrt euch, sagt der sterbende Epaminondas mit fröhlicher Gegenwart, ich hinterlasse zwey Töchter, die Schlachten zu Leuctra und zu Mantinea, die meinen Namen auf die spätesten Zeiten verpflanzen werden. Nun befiehlt er, den Wurffspieß herauszuziehen und — stirbt. Auf dem Schlachtfelde wird er begraben. Sein Grabmahl enthält in elegischen

Bersen eine Inschrift mit seinen Thaten, die noch vierhundert Jahre später zu sehen war. Kaiser Adrian, ein eitler Bewunderer seiner Größe, ließ eine zweyte Säule nebst einer Inschrift hinzusetzen.

So starb Epaminondas, der größte Held und edelste Mann, den Theben, und vielleicht Griechenland, erzeugt hatte. Ein vollkommener Krieger, welcher den Ruhm der größten Feldherren seiner Zeit verdunkelte, und nur dem Unglück erlag; ein großer Staatsmann, der während seines Lebens dem Vaterlande die höchste Stufe seines Glanzes verlieh; ein geschickter Unterhändler, der bey den Verhandlungen der Griechen über die andern Abgeordneten immer seinen Rath durchsetzte, und die über die wachsende Macht Thebens eifersüchtigen Staaten Griechenlands immer im Bündnisse mit Theben zu erhalten wußte; so beredt, als es die meisten Redner Athens seyn konnten; so dem Vaterlande ergeben, als Leonidas; ein eben so rechtschaffener Mann als Aristides. Heiße Vaterlandsliebe war der hervorstechendste Zug in seinem Leben. Für den Ruhm seines Vaterlandes gab er sich hin.

Es sey mir erlaubt, nur noch wenige Züge aus dem Privatleben des Helden, in welchem er nicht minder groß war, hinzu zu setzen.

Sein Haus war weniger der Zufluchtsort als der Tempel der Armuth. Armuth herrschte darin mit der reinen Freude der Unschuld; über sie verbreiteten die edelsten Tugenden neuen Glanz. Um sich zu einem Feldzuge nach dem Peloponnes auszurüsten, muß er 50 Drachmen zu eben der Zeit borgen, in welcher 50 Goldstücke, die ein Thebanischer Prinz ihm angeboten hatte, großmüthig verschmäht. Vergebens wollen seine Freunde mit ihm ihr Vermögen theilen; aber er weiß von ihrem Reichthume Gebrauch zu machen, wenn es darauf ankommt, Nothleidenden beizustehen.

Als seine Freunde einst bey ihm versammelt waren, sagte er zu ihnen: „Sphondrias hat eine mannbare Tochter, aber er ist zu arm, um ihr eine Mitgift geben zu können. Eurer Großmuth traue ich es zu, zu ihrer Ausstattung nach eurem Vermögen beizutragen. Ich muß einige Tage zu Hause bleiben, aber bald sollt ihr den braven Mann kennen lernen.“ Einer seiner geliebtesten Freunde Linagenes, fragt ihm um die Ursache, warum er des Umgangs seiner Freunde entbehren und zu Hause bleiben wolle. Kurz antwortete er: Ich muß meinen Mantel färben lassen. In der That hatte er nur den einzigen.

Bald tritt Nicytus, einer seiner Lieblinge, herein. Diomedon, sagt dieser, ist angekommen.

Er will dich sprechen, und dir im Nahmen des Persischen Königs eine beträchtliche Summe übergeben. Auch mich nöthigte er, fünf Talente (fünf tausend Thaler) anzunehmen. Laß ihn herein kommen, antwortete Epaminondas.

„Diomedon,“ spricht er, „wenn die Absichten deines Königs mit dem Wohle meines Vaterlandes übereinstimmen, so brauche ich seine Geschenke nicht. Im Gegentheil ist alles Gold seines weiten Reichs nicht vermögend, um zur Verletzung meiner Pflicht mich zu verleiten. Diomedon, nach deinem Herzen willst du das meine beurtheilen. Ich verzeihe dir; aber verlasse, so bald es dir möglich ist, diese Stadt, um seine Bürger nicht zu verderben. — Und du, Micytus, den Augenblick gib das erhaltene Geld zurück, oder ich überliefern dich der Obrigkeit.“

Während er einst die Armee commandirte, hatte sein Waffenträger einem Gefangenen die Freyheit verkauft. Zur Strafe nimmt Epaminondas ihm den Schild. Gib ihn mir wieder, sagt jener, und erhält von Epaminondas die Antwort: „Seitdem das Gold deine Hände besleckt hat, verdienst du nicht mehr, mich in Gefahren zu begleiten.“

Ein eifriger Schüler des Pythagoras, dessen Mäßigkeit er nachahmte, entsagte er dem Wei-

ne, und nahm zuweilen etwas Honig statt aller Nahrung. Die Musik, die er von den geschicktesten Meistern gelernt hatte, war in müßigen Stunden sein Vergnügen. Die Fiedte spielte er vortreflich, und pflegte bey Gastmahlen, zu welchen er geladen wurde, seine Leyer mit Gesang zu begleiten.

In Gesellschaft war er herablassend, aber strenge, wenn es auf Sittlichkeit ankam. Ein Mensch aus dem Hefen des Volks saß wegen Viederlichkeit im Gefängniß. Warum hast du, sagte Pelopidas zu ihm, mir seine Begnadigung versagt? „Weil es,“ antwortete Epaminondas, „sich für einen Mann, wie du, nicht schickt, sich eines solchen Menschen anzunehmen.“

Nie bewarb er sich um Ehrenämter, aber nie schlug er die ihm angetragenen aus. Mehr als einmahl diente er als Gemeiner unter Feldherren ohne Erfahrung, die seine Neider ihm vorgezogen hatten. Mehr als einmahl suchten die in Gefahr gerathenen Truppen seinen Beystand. Dann leitete er die Operationen, warf den Feind zurück, rettete mit Freuden das Heer, ohne des erduldeten Unrechts eingedenk, oder auf seinen dem Vaterlande geleisteten Dienst stolz zu seyn.

Nichts vernachlässigte er, um den Muth seiner Nation zu erhöhen, und sie den übrigen

Staaten Griechenlands furchtbar zu machen. Vor seinem ersten Feldzuge in den Peloponnes beredete er einige Thebaner, mit einigen, so eben in Theben sich aufhaltenden Spartaner einen Kampf zu wagen. Die ersten siegten, und von der Zeit an fürchteten seine Soldaten die Spartaner nicht mehr. In einem Winter lagerte er in Arcadien. Die Abgeordneten einer benachbarten Stadt bathen ihn, herein zu kommen, und eine Wohnung zu beziehen. „Nein, sagte er zu seinen Officieren, wenn sie uns beym Feuer sitzen sähen, sie würden uns für gewöhnliche Menschen halten. Wir bleiben hier trotz der strengen Jahreszeit. Unsere Kämpfe und Übungen, von welchen sie Zeugen sind, werden sie mit Staunen erfüllen.“

Er war ein eben so vortrefflicher Feldherr. Bewunderungswürdig waren seine Märsche, sein Lager, seine Anordnungen vor der Schlacht; glänzend seine Tapferkeit und seine Geistesgegenwart in dem Treffen. Immer thätig, immer ruhig, durchblickte er sogleich die Anschläge des Feindes, wußte eine verderbliche Sicherheit ihm einzulösen, ihm unvermeidliche Fallstricke zu stellen; wußte zu gleicher Zeit die strengste Zucht unter den Seinigen zu erhalten, und sie zur Tapferkeit anzufeuern. Immer war er besorgt um ihre Erhaltung, vor allem aber, um ihre Ehre.

Durch diese Aufmerksamkeit verdiente er die Liebe der Seinigen. Ermüdet von Arbeit und von Hunger gefoltert, waren sie immer bereit, seine Befehle zu vollziehen, und sich in Gefahren zu stürzen. Die panischen Schrecken, die andere Armeen oft ergriffen, waren bey seinem Heere unbekannt. Er wußte mit einem Worte sie zu verschrecken, oder zu seinem Vortheile zu lenken. Bey einem Einbruch in den Peloponnes hatte die feindliche Armee sich gegenüber gelagert. Indem Epaminondas die Stellung des Feindes untersucht, verbreitet ein Donnerschlag Schrecken unter den Seinigen. Der Wahrsager befiehlt, Halt zu machen. Bestürzt fragt man den General, was das Anzeichen bedeute? Daß, antwortete er, die Feinde ein schlechtes Lager gewählt haben. Sogleich belebt der Muth der Truppen sich von neuem; den Tag darauf erzwingen sie den Ubergang.

Ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, ohne Habsucht erhob er in wenig Jahren seine Nation zur höchsten Größe. Dieß bewirkte er durch seine Talente und durch seine Tugenden. Durch die Überlegenheit seines Genie's und seiner Kenntnisse beherrschte er seine Zeitgenossen. Er wußte die Leidenschaften anderer zu benutzen, weil er der seinigen Herr war. Vorzüglich aber begünstigte die Stät:

ke seines Charakters seine Unternehmungen. Frühzeitig war sein erhabener Geist über die Herrschaft entrüstet, welche Lacedämon und Athen über ganz Griechenland, und über Theben insonderheit, sich angemacht hatten. Diese Staaten waren darum ihm verhaßt, und da das Vaterland ihm seine Rache anvertraut hatte, zerbrach er dessen Fesseln und wurde aus Pflicht Eroberer. Neu und gewagt war sein Entschluß, mitten in ihrer Hauptstadt die Spartaner anzugreifen, und sie der Übermacht, die sie seit so vielen Jahrhunderten sich zugeeignet hatten, zu berauben. Hartnäckig befolgte er seinen Plan, nicht achtend ihre Macht, ihren Ruhm, ihre Verbündeten, selbst ihre Feinde, welche mit neidischen Augen die reißenden Fortschritte Thebens ansahen. Selbst eine Gegenparthey, die sich in Theben gebildet hatte, und für den Frieden stimmte, hielt ihn nicht auf, weil er den Krieg wollte. Meneclides war an der Spitze dieser Parthey. Seine Beredsamkeit, die Ämter, die er bekleidet hatte, die Neigung der meisten Menschen zur Ruhe, hatten ihm einen großen Einfluß auf das Volk verschafft. Aber die Standhaftigkeit des Epaminondas überwand endlich alle Hindernisse. Hätte der Tod nicht in dem Laufe seiner Triumphe, welche dem sinkenden Lacedämon seine letzten Hülfsmittel entriß, ihn weggerafft,

er würde von den Atheniensern Rechenschaft über die Siege, welche sie über Griechenland errungen hatten, gefordert, und wie er selbst sagte, Thebens Burg mit den Denkmahlen der Atheniensischen bereichert haben.

Werth eines solchen Sohnes war sein ehrwürdiger Vater Polymius. Ihn rührte weniger die Achtung, die seinen Tugenden bezeigt wurde, als die Ehre, die seinem Sohne widerfuhr. Die Zärtlichkeit des Vaters belohnte der edle Sohn. Nach der blutigen Schlacht bey Leuctra, mitten unter den Freudenbezeigungen der Armee, sagte Epaminondas: „Es freut mich am meisten, daß meine Ältern noch leben, und an meinem Ruhme Theil nehmen.“

Von seinen übrigen Tugenden will ich nur seine Wahrheitsliebe erwähnen. Er hielt es nicht für erlaubt, auch nur scherzweise eine Unwahrheit vorzubringen. Er wäre in einem andern Zeitalter Griechenlands vielleicht weniger bemerkt worden, aber auch dann hätte sein edler Geist, seine Bürgertugenden, seine Kenntnisse vor seinen Mitbürgern ihn ausgezeichnet.

Nach seinem Tode sank Theben wieder von der Höhe herab, auf die es sich durch ihn erhoben hatte. Aber ewig lebt sein Andenken in der Geschichte der Menschheit.

II.

Pelopidas.

Dem edlen Epaminondas zur Seite stellen wir seinen Freund und Waffengefährten, den tapfern Pelopidas, einen eben so edlen und um sein Vaterland verdienten Mann. Es wird genug seyn, einige ihn besonders betreffende Züge auszuheben, indem er sonst mit Epaminondas an den Verhandlungen seiner Zeit gemeinschaftlichen Antheil nahm, mit jenem die Gefahren theilte, mit ihm Heere anführte, mit ihm in den wichtigsten Angelegenheiten seines Staats gebraucht wurde, einen gleichen Tod mit ihm erduldet. Das Eigene seines Verdienstes ist die Befreyung seines Vaterlandes von dem Spartanischen Joch, ein allerdings großes Verdienst, das allein ihm Unsterblichkeit zusichert, obgleich die glänzenden Thaten seines Zeitgenossen seinen Ruhm verdunkelten,

und sein Tod weniger edel war. Es wäre übrigens sehr anmaßend, über die Thaten und Verdienste großer Männer der Vorzeit, von denen wir nur einige fragmentarische Nachrichten haben, abzusprechen. Um desto mehr begnügen wir uns bey der kurzen, nun folgenden Biographie eines Thebanischen Helden, welchem der Römer Nepos seine Bewunderung nicht versagen kann, mit wenigen zuverlässigen Nachrichten, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat.

In den unglücklichen Zeiten, in welchen Griechenland sich selbst befehdete, hatte der junge Pelopidas den Schmerz, das traurige Loos seines von übermüthigen Spartanern unterjochte Vaterstadt zu beweinen. Seine edle Geburt, sein Reichthum, die vortreffliche Erziehung, welche er seinem Vater Hippoclus verdankte, seine Tapferkeit und warme Anhänglichkeit an das Vaterland hatten früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf den ausblühenden Jüngling gezogen. Früh war er von zahlreichen Freunden und Anhängern umgeben, früh bestimmte man ihn zu den ersten Würden des Staats, in welchem er geboren war. Das verrathene Theben war gefallen. Zahllose Grausamkeiten hatten die treulosen Sieger sich erlaubt. Durch eine Besatzung von ein tausend fünfshundert Mann, welche bey jeder Gefahr ver-

stärkt werden konnte, gesichert, handelten die Uebermüthigen fünf Jahre nach Gutdünken. Sie verbannten oder mordeten die Unglücklichen, sie zogen das Vermögen der Flüchtlinge und der Gemordeten ein. Die Strenge, welche sie ausübten, mußte die Unterdrückten zur Verzweiflung treiben.

Unter den Verbannten, die selbst in Athen nicht sicher waren, befand sich der junge Pelopidas. Laut forderte Sparta den edlen Jüngling nebst den andern Flüchtlingen zurück; aber die Gefahr, in welcher Pelopidas schwebte, weckte um desto mehr seinen Muth. Er dachte an Mittel, seine Vaterstadt zu befreien, und die vorige Regierung herzustellen. Das große Beyspiel des Athenienfers Thrasylbul, welcher mit einer Hand voll Leute von Theben aus die übermüthigen Spartaner aus Athen verjagt hatte, mußte auf den hohen Geist des Jünglings mächtig wirken. Und überhaupt entwickeln die Zeiten der Gefahr des Menschen Kraft. Wie sollte das Unglück des Vaterlandes jedes gefühlvolle Herz nicht mächtig ergreifen, wie jede Kraft der Seele nicht spannen, und zu gefahrvollen, aber desto rühmlicheren Unternehmungen hinreißen? Gibt nicht die Geschichte aller Zeiten uns hohe Beyspiele dieses erhabenen Muthes, dieser Aufopferung seiner selbst, wenn der Gedanke des in Gefahr schwebenden Vater-

lands die Brust erfüllt, wenn die klagende Stimme des fallenden Staats uns aus dem Schlummer weckt, wenn ein Strahl der Hoffnung uns anlächelt, und die eigene Gefahr zur Anstrengung aller unserer Kräfte uns antreibt?

Indem der große Gedanke, das unterdrückte, schwachtende Vaterland zu retten, den jungen Pelopidas begeistert, ist seine und des Vaterlandes Befreyung nah. In der nächtlichen Versammlung der Verbannten erscheint durch Melon, einen der Flüchtlinge eingeführt, Phillidas, ein Mann von unternehmender Thätigkeit und großer Verschlagenheit und Kühnheit, ein Mann, welcher durch schmeichelnde Gefälligkeit und unermüdete Dienstfertigkeit das Zutrauen der Theben beherrschenden Tyrannen sich erworben hatte. In Geschäften und Belustigungen hatte er seinen Gebiethern sich unentbehrlich gemacht, sein Fleiß und seine Geschicklichkeit hatten die wichtige Stelle eines Sekretairs bey dem Rathe ihm erworben. Er hatte vor kurzem die zwey wollüstigen Tyrannen, Archias und Philipp, zu einer Unterhandlung eingeladen, in welcher sie des Umgangs und der Reize der schönsten Weiber Thebens genießen sollten. Der Tag des schändlichen Gastmahls war festgesetzt. Ihn erwarteten die Uebermüthigen mit großer Ungeduld. In der Zwischenzeit

eilt Phillidas, unter dem Vorwande wichtiger Privatgeschäfte, nach Athen.

Hier wird der Plan zur Rettung des Vaterlandes entworfen. Ein Haufe der Verbannten sammelt sich an der Grenze von Attica. Zwölf der jüngsten und muthvollsten, an deren Spitze Pelopidas, biethen sich freywillig an, in ihre Vaterstadt sich einzuschleichen, und zur Bestrafung der Tyrannen dem Phillidas behülflich zu seyn.

Die mehrere Meilen betragende Entfernung Thebens von Athen empfahl Vorsicht, zumahl da die Verbündeten zum Theil durch feindliches Gebieth zu gehen hatten. Sie verkleiden sich als Bauern, kommen mit Netzen und Jagdhunden gegen Abend zur Stadt, und werden ohne Verdacht zu erwecken, eingelassen. Während der Nacht und des folgenden Tages bleiben sie in dem Hause des Charon, eines reichen, ansehnlichen Bürgers, eines Freundes von Phillidas und Feindes der Tyrannen. Sie finden hier eine sichere Zuflucht, bis der günstige Augenblick zur Ausführung ihres Vorhabens erscheint.

Der wichtige Abend, an welchem der listige Phillidas das längst erwartete Fest veranstaltet hatte, naht heran. Nichts hatte Phillidas unterlassen, was den Sinnen schmeicheln, und durch wollüstigen Genuß die Geistesthätigkeit hemmen

konnte. Aber ein geheimes, dunkles Gerücht welches sich in der Stadt verbreitet hatte, schwebt gleich einer düsteren Wolke oder einem gezückten Schwerte, über den wollüstigen Freuden des Festes. Dunkel hatte die Nachricht sich verbreitet, daß mehrere unbekante Fremde, wahrscheinlich einige der Verbannten, sich in dem Hause Charons befänden. Vergebens sucht Phillidas den Schrecken seiner Gäste zu verscheuchen. Sie schicken einen ihrer Diener, den Charon sogleich vor sie zu bringen. Schon hatten die Verbündeten die Waffen ergriffen, endlich ihr Vorhaben auszuführen. Aber wie groß ist nun ihr Schrecken und ihre Betäubung, da sie ihren Gastfreund und Beschützer von den Tyrannen vorgeladen sehen? Wohl müssen sie glauben, daß ihr Vorhaben verrathen sey, und ein blutiger Tod sie erwarte. Nach kurzer Ueberlegung ermahnen sie den Charon, dem Befehle ohne Aufschub zu folgen. Aber der standhafte und patriotische Thebaner geht zuerst in das Zimmer seiner Gattinn, nimmt seinen einzigen unmündigen Sohn in die Arme, und übergibt ihn dem Pelopidas und Melon als das theuerste Pfand seiner Treue. Umsonst erklären beyde, daß sie in seine Redlichkeit das vollkommenste Zutrauen setzen, umsonst bitten sie ihn, das hülflose Kind, welches vielleicht in Zukunft der Retter seines

Vaterlandes werden könne, in Sicherheit zu bringen. Der unerbittliche Charon erklärt: sein Sohn dürfe nie ein glücklicheres Loos erwarten, als das Loos, mit seinem Vater und mit seinen Freunden einen ehrenvollen Tod zu sterben.

Nun bethet er kurz zu den Göttern, umarmt die Verbündeten und geht. Wie er sich einfindet, kommen Archias und Phillidas vor die Thüre heraus. In Gegenwart der andern, welche die Angst von der Tafel verscheucht hatte, sprach jener: Wer sind die Fremden, die gestern zu dir gekommen seyn und sich in deinem Hause aufhalten sollen? Kunstvoll verbirgt Charon seine Verlegenheit, und beantwortet die Frage mit einer so scheinbaren Bewunderung, daß er den Argwohn der Tyrannen in etwas beruhigt. Noch mehr befriedigt die Tyrannen des Phillidas Gelispel: das widersinnige Gerücht habe man ohne Zweifel aus keiner andern Absicht verbreitet, als um die Freude des Festes zu stören.

Aber kaum waren sie zu dem Gastmahle zurückgekehrt, so thürmt das Glück, als ob es die Klugheit des Phillidas von neuem versuchte, neue und größere Gefahren über sein Haupt. Mit jedem Zeichen von Angst und Eile war ein Courier von Athen angelangt, welcher Archias zu sprechen suchte, und einen Brief von dem Atheniensischen

Oberpriester gleiches Namens, seinem alten Gastfreunde, übergab. Der Brief entdeckte die Verschwörung, doch war dem Staatsbothen das Geheimniß nicht anvertraut. Nur war ihm aufgetragen worden, er sollte Archias ersuchen, die Depesche sogleich zu lesen, indem sie Gegenstände von äußerster Wichtigkeit enthalte. Aber der sorglose, schon trunkenen Wollüstling, dessen Gedanken alle auf die erwartete Szene der Lust gerichtet waren, erwiederte lächelnd: auf morgen die Geschäfte! legt den Brief auf das Kissen, auf welchem er zu folge der Gewohnheit bey den Alten lag, und setzt die Unterhaltung mit Phillidas über die Weiber fort, die nun erscheinen sollten.

Der entscheidende Augenblick war da. Phillidas entfernt sich auf kurze Zeit. Die Verbündeten kommen an mit unter weiblicher Kleidung verborgenen Waffen, ihre Gesichter in Kränze und Blumen verhüllt. In dieser Gestalt erscheinen sie vor dem von Wein und Liebe berauschten Tyrannen. Auf das gegebene Zeichen zucken sie ihre Dolche, und vollbringen die That.

Charon und Mellon hatten an der blutigen Szene, die ganz von Phillidas geleitet war, den vorzüglichsten Antheil genommen. Aber noch war das Hauptgeschäft nicht vollendet. Noch lebt Leontides, der treulos Theben an Sparta verrathen

hatte, noch leben andere Anhänger der Tyrannen. Gewiß würden sie den Mord ihrer Freunde und Anhänger geahndet haben. Aber der erste glückliche Erfolg beseelt die Verschwornen mit neuem Muth. Unter Anführung des Phillidas, den niemand beargwohnt, erhalten sie Eintritt in die Häuser ihrer Feinde. Zwar ergreift bey dem ersten Anschein von Tumult Leontides sein Schwert, bereit, sein Leben theuer zu verkaufen. Er fällt unter der Hand des muthvollen Pelopidas, die übrigen werden ohne Widerstand nieder gemacht.

Gleich klug und kräftvoll sind die Maßregeln der Verschwornen. Ohne die Stadt in Unruhe zu setzen, eilen sie nach den mit den unglücklichen Schlachtopfern der Tyranny gefüllten Gefängnissen. Jede Thüre ist dem Phillidas offen. Voll Freude und Dankbarkeit vergrößern die befreiten Gefangenen die Zahl ihrer Erretter. Sie erbrechen die Arsenale und versehen sich mit Waffen. Nun ertönen die Straßen Thebens von Angst und Schrecken, jedes Haus und jede Familie wird von Verwirrung und Aufruhr erfüllt. Alle Bürger kommen in Bewegung, einige zünden Lichter an, andere rennen in wilder Unordnung nach den öffentlichen Plätzen, alle wünschen ängstlich des Tages Rückkehr, die unbekannte Ursache des Tumultes zu erfahren.

Den Antheil, welchen Epaminondas an der Befreyung Thebens genommen, haben wir in der Geschichte dieses Helden angezeigt. Von frühen Jahren war er ein Freund des Pelopidas, und welches Band kann diese innige Verbindung edler Männer fester knüpfen, als gleiche Liebe des Vaterlandes, als gleiche Verdienste um den Staat, in gleichem Wirkungskreise für das gemeine Wohl?

Mit Anbruch des Morgens erscheinen die andern Thebanischen Verbannten, bewaffnet, und ihren Freunden zu Hülfe eilend. Aber auch die Anhänger der Tyrannen verstärken sich. Muthvoll schreitet Pelopidas nebst den Verbündeten auf den Marktplatz. In einer allgemeinen Versammlung des Volkes erklärt er die Nothwendigkeit, den Gegenstand, den Anfang der Verschwörung; er stellt unter dem allgemeinen Beyfalle seiner Mitbürger die vorige Regierung wieder her.

Nicht bloß Tapferkeit und Muth bezeichnen die glänzende Befreyung Thebens durch Pelopidas. Weisheit und Klugheit befestigen sie. Während des Tumultes, mitten in dem ruhmvollen Siege, hatte Pelopidas nebst seinen Freunden Besonnenheit genug, einzusehen, daß die Befreyung Thebens nicht vollendet sey, so lange die Burg Cadmää, welche von tausend fünfhundert Spartanern besetzt war, in feindlichen Händen sich befindet.

Wie leicht konnte die Besatzung bey der ersten Nachricht durch das übermüthige Sparta verstärkt werden! Wie gefahrvoll mußten dann die Folgen einer unvollendeten, vielleicht vergeblich unternommenen Verschwörung seyn! Dieser Gefahr wußte Pelopidas vorzubeugen. Den Tag darauf erhält er Hülfe von Athen, und erstürmt in wenigen Tagen muthig die Festung.

Wir haben den Erfolg des hieraus mit Sparta entstandenen Krieges in der Biographie des Epaminondas geschehen. Der größte Feldherr seiner Zeit konnte den für Freyheit und Vaterland und ihre Verfassung streitenden Thebanern nichts anhaben. Agesilaus muß von des beängstigten Thebens Mauern sich zurückziehen. Nicht glücklicher sind die ihm nachfolgenden Feldherren. Phöbidas, der eigentlich schändliche Urheber des Krieges, jetzt Statthalter zu Thespiä, wird mit dem größten Theil seiner Leute besiegt und getödtet. Mit eigener Hand erlegt ihn Pelopidas in der Schlacht bey Tanagra, und in dem hitzigen Treffen zu Tegyra werden die Spartaner, obgleich größer an Zahl, in die Flucht geschlagen, — ein Unfall, welchen sie in keinem Kriege bisher erduldet hatten.

Durch die mit edlem Muth und Heldenkraft bewirkte Befreyung seines Vaterlandes, so wie

durch seine Kriegsthaten hatte Pelopidas sich einen ausgezeichneten Ruhm unter seinen Mitbürgern erworben. Seine edle Geburt und die großmüthige Verwendung seines Reichthums zum Wohle des Vaterlandes erhöhen den Glanz seiner großen, dem Staate geleisteten Dienste. Jeder Vorzug des Glücks, die männliche Grazie seiner Person, das herablassende, freundliche Wesen in seinem Betragen, seine Geschicklichkeit in kriegerischen Übungen, welche von allen Griechen, und von den Thebanern insonderheit, so hoch geschätzt wurde, alle diese Eigenschaften mußten die Bewunderung der Menge, das heißt, in dem Thebanischen Staate, der gesetzgebenden Versammlung seines Volkes ihm zusichern. Aus welchen Gründen ihm bey der Wahl eines Gesandten zu dem Spartanischen Friedens - Congreß Epaminondas vorgezogen wurde, haben wir in der Biographie dieses Helden schon bemerkt.

Erwacht war der kriegerische Geist in Thebens Mauern. Lange hatte man seine Bürger und Nachbarn für eine träge, geistlose Menschenklasse gehalten, in deren starken Körpern unedle Seelen schlummerten. Sie waren den Griechen verhaßt, weil sie in dem Griechisch - Persischen Kriege dem gewaltigen Xerxes ohne Widerstand sich unterworfen hatten. Aber schon hatte der

III. Bändch. E

göttliche Genius Pindar's sie von dem Vorwurfe der Stupidität befreyt und seitdem übten sie sich sorgfältig in allem, was dem menschlichen Körper Geschicklichkeit und Behendigkeit gewährt. Zum kriegerischen Ruhme fehlte ihnen bloß ein Funke jenes himmlischen Feuers, welches durch edle Nacheiferung entzündet wird. Zuerst erweckte ihre Thätigkeit Sparta's Tyrannen. Muthig hatten sie das unerträgliche Joch abgeworfen, muthig vertheidigten sie ihre Freyheit gegen Feinde, von welchen sie bisher verachtet waren. Ein glücklicher Erfolg belebte ihre Hoffnungen, entflammte ihren Ehrgeiz, und erhob ihren National-Charakter zu einer ungewohnten Stufe. Sie, denen vorhin Friede und Selbsterhaltung der Gegenstand alles Strebens war, dürsteten nun nach Kriegersruhm und Siegeszeichen. Sie führten ein strenges System der Kriegszucht ein, verbesserten ihre Waffen, und erfanden eine neue Taktik, durch welche sie ihren Feinden überlegen wurden. Nacheiferung und gegenseitige Achtung, Muth und jener edle Geist, der oft in stürmischen Zeiten der Gefahr und der Verwirrung sich entwickelt, hatten eine bedeutende Zahl ihrer Bürger zur engsten Vereinigung bewogen, und sie mit dem Entschlusse begeistert, bey ihrer gegenseitigen Vertheidigung jeder Gefahr zu trohen. Ursprünglich bestand dieser, von Gorgidas gestiftete, Bund aus ohngefähr

dreÿ hundert Mann, alle in der Blüthe der Jugend und von bewährter Treue. Ihr Befehlshaber war — Pelopidas. Wegen der Unverletzbarkeit ihrer Freundschaft hießen sie die heilige Schaar. So dauerhaft als ihre Freundschaft, so unerschütterlich war ihre Tapferkeit. In einer langen Reihe von Jahren blieben sie Sieger, wo sie auch immer fochten. Zusammen fielen sie mit unsterblichem Ruhm, wie einst Leonidas mit den Seinigen, in der Schlacht bey Tharonea mit dem Falle von Theben, von Athen und von ganz Griechenland, und selbst der Sieger Philipp von Macedonien beweinte ihren Heldentod.

In der Schlacht bey Leuctra war Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar. Er flankirte die Thebanische Reiterey am linken Flügel. Keine besondere Stellung schien ihm der Tapferkeit der Seinigen würdig. Sie waren bereit, in jedem Getümmel der Schlacht zu erscheinen, sie mochten entweder gerufen seyn, oder Gelegenheit des glücklichen Erfolgs oder besondere Gefahr wahrnehmen. Der heftige Angriff dieser Schaar sicherte dem großen Epaminondas seinen Sieg.

Wir merken nur im Vorbeygehen an, daß Pelopidas mit seinen Waffengefährten an dem erneuerten Krieg gegen Sparta Theil nahm, und wegen des längeren, als das Gesetz es erlaubte,

behaltenen Commando, mit weniger Muth, als Epaminondas vor seinen Richtern sich vertheidigte. Er, welcher nie das Schwert des Feindes gefürchtet hatte, zitterte nun vor der zürnenden Stimme seiner leidenschaftlichen Ankläger. Aber waren die unwissenden Richter geeignet, über Männer von so hohem, unbezweifeltem Verdienste zu urtheilen? Und warum sollten wir nicht der menschlichen Schwachheit, die bey dem größten Helden immer noch scharfsinnigen Augen bemerkbar ist, etwas zu Gut halten? Pelopidas ward indeß mit seinem beredteren und kühneren Freunde losgesprochen, und behielt ferner die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger.

Auch der Sendung des Pelopidas nach Thebalien dürfen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Dort hatte der Tyrann Alexander seine Unterthanen grausam behandelt. Sie ergriffen die Waffen und bathen um Thebens Beystand. War es Gerechtigkeitssiebe oder Ehrgeiß, was die Thebaner bewog, der Unterdrückten sich anzunehmen? Da Epaminondas zu dieser Zeit dem Haß seiner Mitbürger erlag, so wurde Pelopidas nebst Ismenias mit einer Armee gegen den blutdürstigen Tyrannen abgeschickt. Ihre Ankunft erfüllte die Brust des schuldigen Tyrannen mit Schrecken. Er traute nicht den zahlreichen Söldnern und Trabanten, die seine Usurpation bisher begünstigt hatten. Er

flehte um Gnade bey den Thebanischen Feldherrn, und unterwarf sich jeder Bedingung, welche die Weisheit ersinnen konnte, in Zukunft seinen Unterthanen Sicherheit zu gewähren. Die unmenschlichen Grausamkeiten dieses Tyrannen, — wir nehmen das Wort in dem gewöhnlichen Sinne, weil er unrechtmäßiger Regent war, und in dem Blute der Unterthanen schwelgte — haben wir schon in der Biographie des Epaminondas angeführt.

Kaum war diese Unternehmung beendigt, als die mit Glück und Ruhm gekrönten Thebaner aufgefordert wurden, die schon seit sechs Jahren in Macedonien bestehenden Unruhen beyzulegen. Dieses, in der Folge dem freyen Griechenland so sehr gefährliche Reich war seit Amyntas dem Zweyten ein Haub alles Unglücks, das streitige Erbfolge über Länder verbreitet. Amyntas hatte drey rechtmäßige Söhne hinterlassen, den Alexander, Perdicas und Philipp, und einen unehelichen, Ptolomäus, dessen Ränke nun in dem Königreiche Verwirrung verursachten. Zwar konnte der schlaue Ptolomäus die Nachfolge des erstgeborenen Prinzen Alexander, der bey dem Tode seines Vaters schon volljährig war, nicht hindern. Aber er verkürzte seine nur einjährige Regierung, und über-

nahm nun dieselbe als Vormund des minderjährigen Perdicas und als Beschützer Macedoniens. Bald zeigte es sich, daß mit dem Nahmen eines Regenten sein Ehrgeiß bey weitem nicht befriedigt war. Er machte sich einen bedeutenden Anhang, vereitelte den Widerstand der Anhänger des jungen Königs, und riß gewaltsam die höchste Macht an sich. An die Thebaner wandten sich die Freunde des unglücklichen Fürsten, und Pelopidas kam mit einer Armee nach Macedonien. Er rief die zahlreichen Verbannten, die Ptolomäus in das Elend versetzt hatte, in das Vaterland zurück, bestätigte die gerechten Aussprüche des jungen Königs Perdicas auf den Thron, nahm von den streitenden Partheyen Geiseln, darunter den jüngern Prinzen Philipp, nachmahligen König von Macedonien und Sieger Griechenlands, stellte die Ruhe in dem benachbartem Reiche wieder her, und kehrte über Thessalien zurück.

Er hatte vor kurzem in diesem Reiche die ehrenvolle Rolle eines Siegers und Schiedsrichters bekleidet. Ihn schützten außerdem die jedem gebildeten Volke geheiligten Rechte des Gesandten. Es schien demnach, daß er auf dieser Reise keine Gefahr zu befürchten habe. Vor sich hatte er eine ansehnliche Truppenabtheilung abgeschickt, die Macedonischen Geiseln nach Theben zu begleiten. Mit

dem Überreste reiste er sorglos durch das Thessalische Gebieth, als er hörte, daß Alexander an der Spitze seiner Söldner ihm entgegen ziehe. Leider war er leichtgläubig genug, auf diese Warnung nicht zu achten; er wählte vielmehr, daß Alexander ihm seine Achtung bezeigen, oder vielmehr gegen neue Beschwerden seiner vielfach beleidigten und gedrückten Unterthanen sich rechtfertigen wolle. So fiel er unvorsichtig nebst Ismenias in des Tyrannen Hände, wurde auf dessen Befehl sogleich ergriffen, nach der Thessalischen Stadt Phera gebracht, gefesselt in das Gefängniß geworfen, und den höhnnenden Augen der neidischen Menge dargestellt.

Merkwürdig ist sein wahrhaft edles Betragen während seiner Gefangenschaft. Im Anfange derselben war es jedem erlaubt, den großen, nun unglücklichen Mann in seinem Kerker zu besuchen. Furchtlos forderte er jeden auf, das Joch des Tyrannen abzuschütteln, und das Vaterland von der Geißel zu befreyen. Thebe, die Tochter des heldenmüthigen Jason und Gattinn Alexanders, eine Frau, welche mit der Schönheit des weiblichen den Muth des männlichen Geschlechts verband, und welche so sehr von ihrem Gemahl geliebt wurde, als ein Tyrann voll Argwohn lieben kann — die reizende Königin Thebe hatte lange das hohe Verdienst,

des Pelopidas, dessen Ruf durch Griechenland und Asien verbreitet war, bewundert. Sie ruhte nicht, bis sie nach wiederholten Bitten von ihrem Gemahl Erlaubniß erhielt, den großen Mann zu sprechen. Sein Anblick entsprach ihren Erwartungen nicht; denn immer schmückt die Phantasie das Bild berühmter Männer mit glänzenden Farben, und verdoppelt ist dann unsere Täuschung, wenn wir in ihnen — Menschen erblicken. Die Königin Thebe sah sein verfallenes, entstelltes Gesicht. Von Mitleid ergriffen, rief sie aus: Wie sehr bedaure ich, Pelopidas, dein Weib, und deine Kinder! — Weit mehr, o Königin, und Tochter Jasons, erwiederte der Held, weit mehr muß ich dich bedauern, indem du, ohne gefangen zu seyn, doch eine freywillige Slavinn eines treulosen, grausamen Tyrannen bist. Tief rührten diese starken Worte die Königin bey der Erinnerung an einen geliebten, verdienstvollen Vater, und bey der noch stärkern an einen Gemahl, welcher nie ohne bewaffnete Begleitung zu ihr kam, welcher in einem hohen, unzugänglichen, von einem großen Hunde bewachten Thurme schlief, zu dem er auf einer Leiter hinaufsteigen mußte. Zehn Jahre darauf befreyte sie das unglückliche Land vor einem Ungeheuer, das lange genug gewüthet hatte, und nun die Strafe seiner Verbrechen mit seinem Blute abbüßte. Weit ent-

Fern, den edlen Pelopidas aus seinem Gefängnisse zu entlassen, verdoppelte der Tyrann seine Grausamkeiten gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt Phera. Pelopidas tröstete die Bedrängten. Er weckte in ihnen Hoffnungen der Rache und der verdienten Bestrafung des unmenschlichen Fürsten. Er wagte es sogar, das ungereimte Verfahren dem Tyrannen vorzuwerfen, der täglich Hunderte der Unschuldigen, von welchen er nichts zu fürchten hatte, morden ließ, während er einem Feinde das Leben fristete, welcher den ersten Augenblick seiner Freyheit benutzen würde, seine mannigfaltigen Grausamkeiten zu bestrafen. Und ist Pelopidas so begierig, zu sterben? fragte der Thessalier. Ja, erwiderte der Gefangene, damit du, noch mehr von dem Fluch der Götter und der Menschen belastet, um desto eher unkommest.

Doch bald verdankt der in dem Kerker schmachtende Held dem edlen Spaminondas seine Befreyung, und wird, um dem Spartaner Antalcidas entgegen zu wirken, zu dem Großkönige von Persien Artaxerxes als Gesandter abgeschickt. Ihn begleiten Gesandte von Elis, von Argos, und Arkadien. Ihm folgten die Gesandten von Athen. Zum ersten Mahl wird nun ein General-Congress der Griechischen Staaten gehalten, um ihre Angelegenheiten am Hofe eines fremden Fürsten auszugleichen. Bey

ihrer Ankunft behandelte der Großkönig den schlauen Antalcidas mir jener vertraulichen Herablassung, die er einem alten Gastfreund und Günstling schuldig war. Aber in der öffentlichen Audienz bewirkt die edle Gestalt, der hohe Ruf und die glänzende Beredsamkeit, welche, wie Plutarch sagt, majestätischer als die der Athenienser, kraftvoller als die der Spartaner war, dem Pelopidas den Vorzug.

Pelopidas stellte vor, daß in der Schlacht bey Plataa, welche vor etwa hundert Jahren gefochten ward, und seit diesem merkwürdigen Treffen die Thebaner immer dem Interesse des Persischen Reichs, selbst mit Gefahr, ihr theuerstes Kleinod, die Freyheit, zu verlieren, ergeben waren; daß der gefährliche Krieg, in welchen sie jetzt mit Sparta verwickelt seyen, keine andere Ursache habe, als ihren offenen und standhaften Widerstand gegen die verderblichen Maßregeln von Sparta, dem bittersten Feinde Persiens; daß Agesilaus ohne gegründete Ursache Feindseligkeiten angefangen habe, und ohne glücklichen Erfolg den Krieg geführt; daß das Schlachtfeld bey Leuctra beydes, den Ruhm und die Macht Sparta's, vernichtet habe.

Zu seinem Unglück unterstützte der Athenienser Timagoras, obgleich mit Widerspruch des zweyten Atheniensischen Gesandten Leon, mit Nachdruck und Geschicklichkeit die Gründe des Pelopidas.

Die übrigen Gesandten geriethen über seine Unverschämtheit und Treulosigkeit, welche er in der Folge mit dem Tode büßte, in Verwirrung. Bevor sie Zeit hatten, ihr Erstaunen und ihren Unwillen zu bezeigen, verlangte der Großkönig von Pelopidas den Gegenstand seiner Sendung und die Bittte seiner Mitbürger zu vernehmen.

Pelopidas erwiederte: er komme, mit dem Großkönig im Nahmen seiner Republik ein Bündniß zu schließen, das beyden Theilen gleich vortheilhaft sey. Würde das Bündniß genehmiget, so würde es die Macht jener Staaten schwächen, welche bisher so viele Unruhen und Gefahren für ihre Nachbarn alle erregt hätten. Sein Antrag wäre: es solle den Atheniensern befohlen werden, ihre Flotte abzutackeln, und das furchtbare Messenien sollte in Zukunft von Sparta ganz unabhängig seyn. Im Fall diese Mächte der Ausführung dieses Bündnisses sich widersehten, sollte von Persien, Theben und seinen Verbündeten Krieg gegen sie geführt werden, und wenn die kleinen Staaten Griechenlands an einer so gerechten Sache keinen Antheil nähmen, sollten sie mit exemplarischer Strenge bestraft werden. Der König bewilligte diese Artikel, welche sogleich schriftlich verzeichnet, und mit dem königlichen Siegel bestätigt, und den Gesandten mit lauter Stimme vorgelesen wurden.

Ruhmvoll hatte Pelopidas seine Sendung vollendet. Indem die andern Gesandten und namentlich Timagoras, von dem Großkönig Geschenke erbettelten, nahm er von allen angebotenen keine andern an, als solche, welche ein Zeichen der königlichen Huld und Achtung waren. Mit einem Persischen Großen kehrte er nach Griechenland zurück. Daß dieses Bündniß von den meisten Griechischen Staaten verworfen wurde, und dadurch zu einem neuen blutigen Kriege unter den Griechen Anlaß gab, haben wir in der Biographie des Epaminondas gesehen.

Noch immer gab Alexander, Tyrann von Pherä, neue Beweise seiner Grausamkeit. Seine zahlreichen Söldner, die er mit großer Klugheit unterhielt, nebst dem geheimen Beystand Athens, setzten ihn in den Stand, das ganze Gebieth Thessaliens zu überfallen, und seine vornehmsten Städte zu unterjochen. Die unterdrückten Thessalier wenden von neuem sich an Theben, dessen mächtigen Beystand sie vorhin genossen hatten, und dessen Fahnen sie so oft gefolgt waren. Theben beschließt, ihnen mit zehntausend Mann zu Hülfe zu kommen, und ernennet Pelopidas zum Heerführer.

Aber der Tag des Aufbruchs wird durch eine Sonnenfinsterniß verdunkelt, — ein Umstand, welcher die Armee sehr vermindert, indem Pelopi-

das nicht geneigt war, Menschen, welche der eingebil- dete Schrecken des Aberglaubens in Furcht gesetzt hatte, zu fernern Dienste zu zwingen. Nur solche, die, eitle Anzeigen verachtend, ihrem gelieb- ten Feldherrn zu folgen bereit waren, dreyhun- dert an der Zahl, werden nach Thessalien geführt, und lagern sich nach der bey der Stadt Pharsalus vollzogenen Vereinigung mit ihren Thessalischen Bundesgenossen am Fuße des Berges Cynoscephalä.

Mit einem Heer von zwanzig tausend Mann nah- te der Tyrann, zur Schlacht gerüstet. Pelopidas nimmt sie an, obgleich der Feind an Fußvölkern ihm weit überlegen war. Die Schlacht beginnt mit der Reiteren, und ist den Thebanern günstig; aber die Söldner Alexanders erhalten den Vortheil des Bodens, und bedrängen muthvoll die Theba- nische und Thessalische Infanterie. In dieser Gefahr besteigt Pelopidas sein Pferd, ermuntert die sich zurückziehenden Truppen mit seiner Stimme, und flößt ihnen neuen Muth ein, so daß Alexander glauben muß, die Thebaner hätten eine beträchliche Verstärkung erhalten. Nun werden die Söldner Alexanders gegenseitig zurückgedrängt und in Unord- nung gebracht. Durch die gebrochene Linie des Feindes erblickt Pelopidas den Tyrannen, wie er am rechten Flügel seine Leute sammelt, und mit ge- wohnter Tapferkeit zum neuen Angriff auffordert.

Nun ist Pelopidas seiner nicht mehr mächtig. Er, ein natürlicher Feind der Tyrannen, erblickt in dem Tyrannen Alexander seinen persönlichen Feind. Begleitet von wenigen Reitern, eilt er voran, ruft mit lauter Stimme seinen Gegner, und fordert ihn zum Zweykampf auf. Da Alexander sich fürchtet, mit dem Manne, welchen er einst so sehr beleidigt hatte, zusammen zu treffen, und hinter seiner Leibgarde sich zurückzieht, wird Pelopidas mit seiner kleinen Schaar zuerst mit einem Regen von Wurffspießen, dann mit Lanzen empfangen. Nach einem großen Gemehel, wie Homer es der Wuth eines Diomedes oder eines Achill zuschreibt; fällt er, ein Opfer seiner ungezähmten Erbitterung. Indes nahen die Truppen, ihren Feldherrn zu befreien; die Leibgarde des Tyrannen wird zurückgetrieben; überall sind die Thebaner nebst ihren Verbündeten Sieger; der Feind flieht und wird verfolgt mit dem Verlust von mehr als drey tausend Mann.

Aber des Feldherrn Tod verdunkelt den Sieg. Mit unnmäßigen Beweisen des Schmerzens beweinen ihn Thebaner und Thessalier. Alle, die bey der Schlacht zugegen waren, eilen, ihrer Wunden und ihrer Erhohlung uneingedenk, zu dem erblassten Körper, die feindliche Beute um ihn zu legen. Sie bescheeren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Pferde; viele zünden in ihren Zel-

tern kein Licht an, und nehmen keine Speise zu sich. In Begleitung von Jünglingen, Kindern und Priestern kommen die obrigkeitlichen Personen Theffaliens mit Siegeszeichen, mit Kränzen und mit goldenen Rüstungen, den Leichnam abzuholen. Alle Theffalischen Städte beschenken den gefallenen Pelopidas mit goldenen Kronen und Statuen von Bronze, und seine Kinder mit großen Ländereyen. Eine ungeheure Zahl wahrhaft Traurender begleitet den Leichenzug. Die Theffalier, in deren Sache er gefallen war, und welche in ihm ihren Vater und Beschüzer verehren, streben um die Ehre, die Kosten seines Begräbnisses, welches mit aller Pracht vollzogen wird. Die Menge erinnert sich der Finsterniß, welche vor seiner Abreise sich ereignet, und wie sie glaubte, seinen Tod angezeigt hatte. Mit Anspielung auf diese unglückliche Anzeige rief sie aus: Die Sonne von Theben ist gesunken, sein Ruhm auf immer dahin!

Nur noch wenige Züge aus dem Charakter unsers Helden wollen wir beyfügen. In dem blutigen Kampfe mit Sparta, den er für Thebens Rettung wagte, begegnete er einst bey Teghira einem weit zahlreicheren Spartanischen Heere auf eben dem Wege, ohne wegen der ausgetretenen Flüsse ihm ausweichen zu können. Ein Thebanischer Rei-

ter, welcher die aus einem engen Plaz herkommenden Reiter bemerkt hatte, ruft Pelopidas zu: wir sind in des Feindes Hände gefallen. Und warum nicht er in unsere? antwortete der Feldherr. Bis dahin hatte keine Nation es gewagt, mit gleichem Heere, und weniger noch mit einem geringeren es mit den Spartanern aufzunehmen. Blutig war die Schlacht, der Sieg lange unentschieden. Die Spartaner verlieren ihre zwey Feldherren und die Blüthe ihres Heers; sie öffnen sich, ohne ihre Linie zu verlassen, damit der Feind durchbreche. Aber Pelopidas will Meister vom Schlachtfelde bleiben. Er stürzt von neuem auf sie, und genießt endlich das Vergnügen, sie in der Ebene zu zerstreuen.

Als Pelopidas vor der Schlacht bey Leuctra von seiner Gemahlinn Abschied nahm, bat ihn die liebende Gattinn mit Thränen, für seine Erhaltung zu sorgen. Das muß man, antwortete er, dem gemeinen Mann sagen, die Feldherren müssen für die Erhaltung anderer sorgen.

Er dachte, ob er gleich Kinder hatte, nicht daran, sein Vermögen zu vermehren, vielmehr verringerte er es in den Diensten, die er dem Staate beständig leistete. Als seine Freunde ihm deswegen Vorwürfe machten, und ihm sagten, er verabsäume eine nothwendige Sache, die Sorgfalt für

sein Vermögen, antwortete er: freylich für den Miconedes da eine nothwendige Sache, indem er dabey auf einen lahmen und blinden Mann hinwies.

In dem lezten Feldzuge gegen Alexander, in welchem er ein so schwaches Heer hatte, und die Infanterie des Feindes zwey Mahl so stark, als die seinige war, sagte jemand zu ihm: der Tyrann habe ein großes Heer. Desto besser, erwiederte Pelopidas, so werden wir desto mehrere überwinden. *)

Sollten wir es wagen, am Schluß dieser Biographie einen Vergleich der beyden Thebanischen Helden anzustellen, so müßten wir gestehen, daß Epaminondas zwar größer, daß aber auch Pelopi-

*) Beispiele solcher edlen Gesinnungen, die sich in kraftvollen Worten ausdrücken, finden wir viele in der alten Geschichte. Wir erinnern hierbey nur an die wenigen Worte des unsterblichen Leonidas bey Thermopylä. Bey der Annäherung des unermesslich großen Persischen Heeres sagte jemand: „Die Pfeile der Barbaren verdunkeln die Sonne.“ Wird es nicht angenehm seyn, erwiederte er, im Schatten mit ihnen zu fechten? — Da ein anderer gesagt hatte, die Feinde sind nahe bey uns, antwortete er: so sind wir ja auch ihnen nahe. Indem ihm Xerxes zuschrieb: lege die Waffen nieder, schrieb er zurück: komm, hole sie.

das einer der verdienstvollsten, ausgezeichnetesten Männer seines Zeitalters war. Sie hatten beyde hohe Verdienste um ihr Vaterland. Sie machten beyde ihre Namen auf immer unsterblich. Die edelste Freundschaft verband beyde treffliche Männer, und wenn Epaminondas vielleicht mehr Talente und Tugenden an sich hatte, so bleibt dafür dem tapfern Pelopidas das Verdienst, die Vorzüge seines Nebenbuhlers und Freundes willig anerkannt, mit ihm zu gleichen Zweck gewirkt, mit ihm dem Vaterlande Ruhm verschafft, mit ihm den edlen Tod für das Vaterland geblutet zu haben.

III.

Des Königs von Pohlen, Stanislaus Leszcynsky, Flucht aus Danzig.

Schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts both Pohlen ein trauriges Schauspiel innerer Zerrüttung und Uneinigkeit dar. Eine Parthey hatte den Stanislaus Leszcynsky, zum Könige gewählt, und Frankreich billigte die Wahl; eine andere wollte den Churfürsten von Sachsen, August III., auf den Pohlischen Thron erheben, und hatte Rußland auf seiner Seite. Um dem Streite ein Ende zu machen, ließ diese Macht eine Armee ins Land rücken, und zwang den König Stanislaus, sich nach Danzig zu flüchten, wo er aber von neuem in die größte Gefahr gerieth, indem die Stadt von den Russen 1734 umgeben und belagert wurde.

Die Feinde verlangten die Auslieferung des Königs Stanislaus, und setzten einen Preis auf seinen Kopf. Dadurch gerieth dieser in die größte Verlegenheit; denn die Belagerer hatten schon mehrere Posten eingenommen, und es war für die Stadt keine andere Rettung, als sich auf Capitulation zu ergeben. Zu entfliehen, schien dem Könige eine Unmöglichkeit, denn die Feinde lagen ja um ganz Danzig; wie konnte er hoffen, ihren wachsamem Blicken und Patrollen zu entgehen! Da indeß kein anderer Ausweg übrig blieb, so rieth der Französische Gesandte zu Danzig, ein Marquis de Monti, den Schritt zu wagen, und traf desßhalb die nöthigen Vorkehrungen. Wie ruhig konnte Stanislaus als Privatmann leben, als König war er in der traurigen Nothwendigkeit, sein Leben aufs Spiel zu setzen!

Am 27sten Juni wurde das Bombardement der Russen des Abends immer heftiger. Der König verließ seine Wohnung und ging, fast allein, zu dem Französischen Gesandten. Bey diesem fand er einen Anzug fertig, in den er sich kleiden sollte. Es währte nicht lange, so hatte sich der König darein geworfen, und sah vollkommen wie ein Pohlischer Bauer aus. Nur die Stiefeln waren zu enge für ihn; glücklicher Weise fand man ein Paar andere, die ihm gut paßten; er zog sie schnell an, und nahm

nun (es war gegen zehn Uhr Nachts) von dem Gesandten rührenden Abschied.

Hinter einem nahen Garten kam Stanislaus mit dem General Steinspflicht zusammen, der ihn begleiten sollte, und auch in Bauernkleider gehüllt war. Beyde begaben sich sogleich auf den Wall, fanden hier einen Major, der auf sie wartete, und ließen sich nun vom Wall herunter. Sie wurden in bereitstehende Rähne aufgenommen, und ruderten auf dem Graben fort. Sie erreichten einen von Danzigern besetzten Posten. Der Major fand es für nöthig, ans Land zu steigen; bald gerieth er mit den Soldaten in einen Wortwechsel, und der kommandirende Unteroffizier wollte schon auf ihn losdrücken. Der König sprang aus dem Rähne und eilte hinzu. Der Major entdeckte in seiner Verlegenheit das Geheimniß der Flucht. Der Unteroffizier betrachtete den König genau, erkannte ihn, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und gab der Schildwache Befehl, ihn frey durch zu lassen. Der Major fuhr nach der Stadt zurück, und der König schwamm mit dem General Steinspflicht über die überschwemmten Felder weiter. Nach dem entworfenen Plane sollten sie noch vor Anbruch des Tages die Weichsel erreichen; der König sollte sich über den Fluß setzen lassen, und auf diese Weise der Gefahr, die seiner Freyheit und seinem Leben drohte, entgehen.

Doch man war kaum eine Viertelmeile weit gefahren, als die Führer bey einer alten Hütte still hielten und erklärten, es sey eine Unmöglichkeit, bis zum Anbruch des Tages an die Weichsel zu kommen; man müßte hier den morgenden Abend erwarten, und dann die Reise fortsetzen. — Der König both alles auf, sie zur Änderung ihres Vorsazes zu bewegen; vergebens! Er begab sich in die elende Hütte, wo er nichts als einige schlechte Bänke fand. Wie es auch kommen, Welch' ein Ende es auch nehmen möge! sagte der gutgesinnte König, ich bin in Gottes Hand!"

Die Zeit, die er hier hatte, wendete er unter andern auch dazu an, seine drey Führer zu beobachten, und näher kennen zu lernen. Der eine war ein unverschämter Windbeutel, der alles verstehen wollte, und keinen Widerspruch vertragen konnte. Die zwey andern waren etwas bescheidener, aber auf eine viehische Weise unmäßig. — Noch hatten sie einen vierten mitgebracht, einen bankerotten Kaufmann, der sein Heil in der Flucht suchen mußte, und der, um auf Ein Mahl sein Glück zu machen, den König nur an die Russen verrathen durfte. Dieß waren die Personen, in deren Händen sein Schicksal lag.

Die Nacht verging. Am folgenden Morgen trat Stanislaus aus der Hütte, und sah nach der vor ihm liegenden, rauchenden Stadt. Der An-

Blick derselben weckte in ihm mannigfaltige Erinnerungen; seine Thränen flossen, er hob seine Hände gen Himmel, und flehte den Beystand des Höchsten an.

Als es des Abends anfing dunkel zu werden, traten sie ihre weitere Reise an. Alles war mit Rohr und Schilf bedeckt; das Fahrzeug konnte nur mit Mühe durchkommen, und machte dabey ein so starkes Geräusch, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, entdeckt zu werden. Kamen sie, was sehr oft der Fall war, an seichte Stellen, so mußten sie alle absteigen, und bis an die Kniee im Schlamm waten, um den Kahn weiter zu bringen.

Um Mitternacht kamen sie an den Damm eines Flusses an, den Stanislaus für die Weichsel hielt. Der Kaufmann, ein Führer und der General Steinpflicht stiegen aus; die andern ruderten längs des Ufers hin. Aber bald befanden sie sich wieder mitten auf den überschwemmten Feldern, und waren so von dem Kaufmann getrennt. Es tagte, und sie sahen sich in der schrecklichsten Verlegenheit. In den benachbarten Hütten war alles voll Russen, denen der König in die Hände zu fallen befürchten mußte. Seine Führer ruderten an die Hütte eines Bekannten. Der Bewohner derselben trat in die Thüre und antwortete auf die Frage: ob er Russen bey sich habe? Jetzt nicht; aber des

Tages kommen ihrer genug hierher! Was sollte der König thun? Er faßte Muth, und begab sich in die Hütte, wo er, um von dem Wirthe nicht erkannt zu werden, von seinen Führern sogleich auf den Boden geführt wurde. Sie breiteten etwas Stroh für ihn aus, und versprachen nun auf Kundschaft auszugehen.

Der König schlummerte ein; aber kaum war eine halbe Stunde verflossen, als er erwachte, und zu seinem Schrecken in der Nähe der Hütte einen Russischen Offizier und zwey Kosaken erblickte. Das Benehmen des ersten war so beschaffen, daß Stanislaus fest glaubte, er sey verrathen. Noch höher stieg sein Entsetzen, als er drey andere Kosaken auf die Hütte zugesprängt kommen, sie in dieselbe einführen sah, und in diesem Augenblick jemanden die Treppen hinaufsteigen hörte. Was war gewisser, als seine Entdeckung! Man denke sich seinen schrecklichen Zustand! Wie leicht wurde ihm ums Herz, als er nicht die Kosaken, sondern seine Wirthinn erblickte. Das gute Weib kam, um ihn, im Nahmen seiner Führer, zu bitten, sich ganz stille zu verhalten. Dieser Rath war nicht nöthig. Stanislaus wagte kaum Athem zu schöpfen, und hatte sich über und über mit Stroh bedeckt.

In diesem Zustande brachte er zwey angstvolle Stunden zu, da denn endlich die Russen das Haus

verließen, und die Wirthinn zum zweyten Mahle zu ihm hinauf kam. Sie äußerte ihre Bewunderung darüber, daß er nicht in die Stube herunter komme, und mit den andern trinke; sie wollte durchaus erfahren, wer er sey, und war am Ende Willens, ihn fortzutreiben. Nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Zum Glück hatte der König wenigstens hundert Ducaten bey sich. Wegen des Generals Steinpflicht war er in großer Unruhe, und ging daher gegen Abend hinunter in die Stube, um sich nach ihm zu erkundigen. Er erfuhr, daß der General ihn an der Weichsel erwarte, und alles zur Uiberfahrt des Königs fertig sey. Stanislaus drang in seine Führer, so bald als möglich abzufahren, welches auch, als es noch kaum dunkel war, geschah. Sie mußten bald einen schrecklichen Morast durchwaten, worauf sie zu ihrer großen Freude an dem Weichseldamme ankamen.

Hier eilte einer der Führer davon, um nach dem Bothe zu sehen, das den König über den Fluß setzen sollte. Nach einer halben Stunde kam er mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß das Fahrzeug nicht mehr da, und wahrscheinlich von den Kosaken fortgenommen worden sey. Es war nun nichts anders zu thun, als durch tiefe Moräste weiter zu waten. Man erreichte ein einsam da ste-

hendes Haus, der Bewohner desselben öffnete die Thüre, sah den König scharf an, und — erkannte ihn.

Ey, ey! was seh ich! rief er, was seh ich! — Was siehst du denn? versetzte der Führer des Königs; einen von unseren Kameraden!

Ey warum nicht gar! rief er weiter. Ich täusche mich nicht! Es ist der König Stanislaus!

Schrecken überfiel den König. Er erhobte sich, und sagte entschlossen: mein Freund! allerdings bin ich der, für den ihr mich haltet. Aber man sieht es Euerm Gesichte an, ihr seyd ein ehrlicher Mann, und werdet mich nicht verrathen. — Der König irrte sich nicht; es war ein ehrliebender, rechtschaffener Mann. Er versprach, den König über die Weichsel zu bringen, und ging fort, um gleich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Es war der 30te Junius. Der Tag brach an; traurig trat der König ans Fenster, und sah beklommen in die wüste Gegend hinaus, als er auf Ein Mahl jenen Führer auf das Haus zukommen sah, der mit dem Kaufmanne und dem Generale von dem Könige getrennt worden und auf dem Damme geblieben war. Stanislaus eilte ihm entgegen, und erkundigte sich sogleich nach dem General. Er erzählte die niederschlagende Nachricht, daß sie einem Schwarm Kosaken begegnet

wären; daß sich jeder zuerst zu retten gesucht habe, und daß er nicht wisse, wohin der General gekommen sey.

Der edelgesinnte Stanislaus hegte bey dem Gedanken, daß sein Freund, der General, vielleicht in die Hände der Russen gefallen sey, und doch konnte er den ganzen Tag sich von diesem Gedanken nicht los machen. Gegen fünf Uhr kehrte sein Wirth zurück, und erzählte, er habe zwar ein Both gefunden, müßte aber dem Könige die Überfahrt sehr widerrathen, weil überall Kosaken herumschwärmten, die den Befehl hätten, denselben aufzufangen; sie durchsuchten daher alle Reisenden aufs strengste, und nähmen jeden gefangen, bey dem sie einige Ähnlichkeit mit der Person des Königs fänden.

Diese Nachricht war schrecklich genug, allein Stanislaus wollte die Überfahrt dessen ungeachtet wagen. Seine Führer zeigten die größte Unentschlossenheit; was er ihnen auch versprechen mochte, sie achteten darauf nicht. Allein als sie eine Brantweinflasche geleert hatten, bekamen sie Muth, und spotteten über die russische Armee.

Um sechs Uhr Abends trat der brave Wirth wieder in die Stube, und brachte die frohe Nachricht, daß die Kosaken nicht mehr da wären, daß eine Meile weit ein Both bereit stehet, und die Über-

fahrt unter diesen Umständen möglich sey. Mit freudiger Ungeduld wartete Stanislaus auf die Dämmerung.

Um zehn Uhr wurde endlich die gefahrvolle Reise angetreten. Der König und sein Wirth ritten, die drey Führer gingen zu Fuße. Der Weg war schlecht und die Pferde stolperten oft. Nach allen Seiten sah man russische Wachtfeuer, und jeden Augenblick mußte man befürchten, überfallen und entdeckt zu werden.

Schon hatten sie glücklich eine halbe Meile zurückgelegt, als der Wirth des Königs, der immer eine Strecke vorausritt, zurück gesprengt kam, und die niederschlagende Antwort brachte, daß die ganze Gegend von Kosaken bedeckt sey, und daß er ihnen beynahе in die Hände gefallen wäre.

Als dieß die Begleiter des Königs hörten, wollten sie fortlaufen. Der König machte ihnen Vorstellungen, und suchte ihnen Muth einzusößen; es schien jedoch bey den Feigherzigen nichts zu fruchten. Da entschloß sich der brave Wirth, noch Ein Mahl hin zu reiten, und alles genau zu untersuchen. Nach einer kleinen Viertelstunde brachte er die frohe Nachricht, daß die Gefahr vorüber sey, und nun gieng wieder rasch vorwärts.

Nachdem sie eine halbe Meile zurückgelegt hatten, sahen sie in einiger Entfernung einen russi-

schen Wagen mit drey Menschen ihnen entgegen kommen. Sie versteckten sich hinter ein Gebüsch, verhielten sich dort ruhig, bis der Wagen vorbei war, stiegen dann von dem Pferde ab, und gingen ungefähr eine Viertelmeile weiter. Endlich kamen sie glücklich an den Platz, wo sich das Both befand. Der König stieg freudig hinein, und in weniger als einer Viertelstunde war er am jenseitigen Ufer.

Noch ehe Stanislaus aus dem Bothe stieg, nahm er seinen rechtschaffenen Wirth, dem er seine Rettung zu verdanken hatte, bey Seite, griff in seine Tasche, und drückte ihm vielleicht mehr als die Hälfte seiner Baarschaft in die Hand. Edelmüthig schlug der wackre Mann dieß Geschenk aus. „Nein! nein! sprach er, ich habe es nicht darum gethan.“ Nur mit vieler Mühe nahm er zwey Ducaten, aber bloß, wie er sagte, als Andenken, an. Er fuhr nun mit dem Rahne fort, und der König reiste mit seinen drey Führern weiter.

Eine Meile weit vom Ufer trat der König in ein Wirthshaus, und vernahm hier zu seinem Schrecken, daß auch auf dieser Seite feindliche Posten wären. Er drang in seine Leute, so schnell als möglich für Pferde zu sorgen, um sogleich weiter reisen zu können; allein sie glaubten sich nun ganz sicher, und legten sich zu Bette. Nur mit Mühe

gelang es dem Könige, einen zu wecken, den er nach dem Dorfe schickte, um Pferde zu hohlen. Betruken kam er nach zwey Stunden zurück, und brachte einen Krämer mit, der dem Könige seinen Wagen, gegen Bezahlung desselben, ganz überlassen wollte. Ohne Schwierigkeit erhielt er 25 Ducaten dafür. Die Eile, mit welcher Stanislaus alles betrieb, und die blanken Ducaten erregten Aufsehen. Es versammelte sich eine Menge Bauern um ihn. Um seine Verlegenheit darüber zu vermehren, trat auch sein betrunkenener Führer zu ihm, rühmte ihm die geleisteten Dienste in so großen Gefahren, und hätte das Geheimniß beynabe verrathen. Man suchte ihn auf eine gute Manier auf den Wagen zu packen; der König schickte den zweyten Führer an den Französischen Gesandten nach Danzig zurück, der dritte übernahm das Geschäft des Fuhrmanns.

Abends um zehn Uhr kamen sie an einer einzelnen Schenke an einem Strome an, und glaubten, sich an der Mogat zu befinden, worüber sie eine große Freude hatten. Wie stußten sie aber, als sie von einem Bauer erfuhren, daß dieß die Weichsel sey. In dem Wirthshause hörten sie, daß die Russen an der Mogat alle Bothe weggenommen, und sie nach Marienburg gebracht hätten, welches den König in große Unruhe versetzte.

Als der Tag anbrach, bestanden die Führer des Königs darauf, nach Marienburg und dort über die Brücke zu gehen. Stanislaus vermochte sie von diesem tollen Vorhaben durchaus nicht abzubringen, und nur mit Mühe konnte er sie bewegen, vorerst nach der Nogat zu gehen, und, wenn hier die Überfahrt nicht möglich wäre, dann erst ihre Zuflucht zu der Marienburger Brücke zu nehmen.

Auf den elendesten Wegen kamen sie gegen Mittag in einem Dorfe an, wo der König es wagte, nach einem Wirthshause zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen. Von der Wirthinn erfuhr er, daß man nicht über die Nogat kommen könne, weil alle Bothe fortgenommen worden wären. Er gab ihr gute Worte, und bewog sie dadurch, ihm ihren Sohn mitzugeben, der ihn in einer Entfernung von einer halben Stunde an das jenseitige Ufer bringen sollte. Dieß geschah. Nach einer halben Stunde kam der König mit seinem Führer und dem Sohne der Wirthinn an dem Ufer der Nogat an. Auf ein von dem letzten gegebenes Zeichen kam ein Fischer aus der Hütte, die auf dem andern Ufer lag. Nach einer kleinen Viertelstunde war er mit seinem Rahne bey der Gesellschaft. Mit gerührter Seele stieg der König hinein, und wer beschreibt seine Freude, als er glück-

lich ans Land kam, und sich nun in Sicherheit sah. Er schickte seine Führer mit einem Billette an den Marquis di Monti nach Danzig ab, kaufte sich in dem ersten Dorfe einen neuen Wagen, und erreichte ohne weitere Gefahren und Unfälle die Stadt Marienwerder.

Bald darauf änderte sich die unglückliche Lage des gutgesinnten Stanislaus Leszcynsky; es fiel ihm Lothringen zu, und er lebte noch eine Reihe von Jahren in glücklicheren Umständen.

IV.

Lucius Junius Brutus.

Sarquinius, der Grausame — siebenter König des Römischen Staates — belagerte eben Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, als er die Nachricht von einem schändlichen Verbrechen seines Sohnes Sextus, von seiner deshalb augenblicklich vorgenommenen Entthronung, und der Einführung einer consularischen Regierung an die Stelle der monarchischen erfuhr. Mit der Selbsttäuschung des Stolzes eilte er ungesäumt aus seinem Lager nach der aufrührerischen Residenz, um die Treulosigkeit seiner Verwandten zu bestrafen, und den Empörern das ihm entrissene Zepter wieder zu entwenden. Zu seinem Erstaunen fand er aber die Thore seinem Eintritte verschlossen, und bewaffnete Bürgerreihen auf der Mauer der Stadt. Ergrimmt über die Vereitelung seiner Absicht, ging er zu seiner

Belagerungsarmee zurück, um, von ihr unterstützt, mit Gewalt den Versuch zu wagen, der ihm mit seinem kleinen Gefolge nicht gelungen war. Allein diese hatte sich bereits während seiner Abwesenheit für die neue Staatsveränderung einmüthig erklärt, und versagte ihrem gestürzten Herrscher den gehofften Schuß und Beystand.

Verlassen floh Tarquinius nach Etrurien, und faßte nun den Entschluß, durch Stärke und Intriguen, für welche er junge Wüßlinge in Rom — Begleiter seiner Söhne an den Festen der Schwelgerey — durch Etrurische Mittelspersonen zu fesseln wußte, seine Krone wieder zu erringen; und wirklich genoß er auch das Vergnügen, seinen künstlich eingefädelten Plan rasch reifen zu sehen.

Die Freunde seiner Familie spannen zur Wiedereinsetzung derselben in die Rechte der verlorenen Herrschaft über Rom eine Verschwörung gegen die neue Regierungsverfassung an. Zwey Söhne des Lucius Junius Brutus und drey Nessen des Tarquinius Collatinus standen an der Spitze der Verbündeten.

Ein Slave — Vindicius — erschlich sich aber bey einem Gastmahle der Vitellier ihr Geheimniß, und meldete die Gefahr des Staats dem Publius Valerius Publicola.

Valerius verbirgt den willkommenen Verräther in seinem Hause, und geht, von einem Schwarm Sklaven, Freunden und Schutzverwandten begleitet, in die Wohnung der Aquilier, in welcher die Verschwornen mit den Etrurischen Abgeordneten der Tarquinier ihre heimlichen Zusammenkünfte halten. Ohne erhebliche Gegenwehr bemächtigt er sich der gegenwärtigen Häupter der Verschwörung und ihrer Papiere.

Am nächsten Tage wird der Rath der Alten und das Volk zu einer Versammlung eingeladen, und die Consuln, der genannte Junius und Tarquinius, besteigen die Richterstätte, um über die Verhafteten Gericht zu halten.

Sie erscheinen — und werden an Pfähle geschnürt.

Brutus beginnt das Verhör mit seinen Söhnen. Mündliche und schriftliche Zeugnisse erklären sie für schuldig, und Thränen des Ueberzeugtseyns und der Reue entströmen ihren Augen. Kalt und ernst fragt sie Brutus: „Was hast du, Titus, und du, Tiberius, zur Vertheidigung vorzubringen?“

Sie schweigen! — Drey Mal ertönt die auffordernde Stimme des Richters, und immer enthält nur ein Strom der heißesten Thränen die verlangte Antwort.

Schonendes Mitleiden schwebt jetzt in die Versammlung nieder, und ein leises Geflüster: „nur Verbannung den Schuldigen“ irrt von Mund zu Mund. Zähren feuchten Collatinus Wangen, und selbst Valerius — die geborne Strenge — steht in sich gefehrt, und schweigt.

Brutus erhebt sich von seinem Sitze, um das unwiderrüfliche Urtheil über die Verbrecher zu fällen. Diese Stille und bange Erwartung verbreiten sich über Senat und Volk; — bebend harren sie der Entscheidung. — Sie erfolgt!

Brutus — Sieger im schweren Kampfe mit den Regungen des väterlichen Gefühls — spricht mit der feyerlichsten Selbstverläugnung zu den Nachrichtern: „Ich übergebe sie euch, Victoren! vollzieht an ihnen die Gesetze —!“

Ein Schrey des Entsetzens entfährt der Versammlung. Nie empfundener Schmerz dringt sich ihren Mitgliedern auf, und mit der rührenden Bitte der Wehmuth begehren sie Verzeihung für die Verdammten. Tausend Stimmen erschallen: „wir geben sie ihrem Vaterlande — wir geben sie ihrer Familie wieder!“ — Umsonst. Der Richter hatte gesprochen, und der Vater die Empfindungen des Herzens der Gesetzesstrenge geopfert.

Titus und Liberius werden enthauptet. Mit der äußersten Ruhe wohnt Brutus diesem Schau-

spiele bey. Er sieht seine Söhne geißeln, und keine Spur der Rührung furcht sein Gesicht. Er sieht die Köpfe seiner Kinder vom Kumpfe fliegen — sieht sein Blut aus ihren Adern sprudeln, und — bleibt kalt. Aber jetzt wischt der Henker das Blut vom nassen Beile — der grausende Auftritt ist vorüber, und der Vater eilt in die Winkel seines Hauses, um das Unglück zu beweinen, dessen Beklagung ihm die Erfüllung der Staatspflicht öffentlich nicht erlaubt hatte.

V.

H a n n i b a l. *)

Unter den Helden der alten Zeit, welche die Augen ihrer Zeitgenossen auf sich und ihre Thaten gezogen haben, und noch die Bewunderung der spätesten Nachkommenschaft genießen, verdient der Karthager Held **H a n n i b a l** einen ehrenvollen Platz.

Eine lange Reihe von Jahren dauerte zwischen den Karthagern und den stolzen Römern der Krieg, der unter dem Nahmen des ersten P u n i s c h e n Krieges bekannt ist. Am Ende desselben zeichnete sich der Karthagische Feldherr **H a m i l k a r B a r k a s** ungemein aus, mußte aber endlich doch der Uebermacht der Römer, gegen die er in seiner Brust ei-

*) Die, die Geschmack an historischen Schriften finden, werden mit Vergnügen und Nutzen das Leben dieses Helden von Bernerwitz (in zwey Bänden) lesen; es ist bey der gegenwärtigen kurzen Biographie vorzüglich benutzt worden.

nen unauslöschlichen Haß nährte, weichen, und seinem Vaterlande zum Frieden rathen. Von dem Senate zu Karthago erhielt er die Vollmacht, ihn abzuschließen; er that dieß, und ging die harten Bedingungen ein, welche der Feind machte. Sicilien ging für die Karthager, die es besessen hatten, verloren, und Hamilkar kehrte nach Afrika (nach Karthago) zurück.

Im siebenzehnten Jahre dieses Krieges, ungefähr dritthalbhundert Jahre vor Christi Geburt, wurde dem Helden Hamilkar ein Sohn geboren, der einst in die Fußstapfen seines Vaters treten, und ihn an Heldenmuth und Feldherrntalent weit übertreffen sollte. Er erhielt den Nahmen Hannibal.

Nie erstarb in Hamilkars Brust der Wunsch, sein Vaterland an den Römern zu rächen. Nur die rechte Zeit wollte er abwarten, ihn in Erfüllung zu bringen. Um die geleerten Schatzkammern der Karthager zu füllen, schlug er seinen Mitbürgern vor, ihre Eroberungen in Spanien, das reich an Geld- und Silberminen wäre, fortzusetzen, und ihn mit einer Armee in dieses Land zu schicken. Durch die Eroberung desselben hoffte er, sich den Weg nach Italien zu bahnen, wo er die Römer im Herzen ihres Landes bekriegen, und, wenn möglich, demüthigen wollte.

Sein Vorschlag fand Gehör. Der Senat zu Karthago rüstete eine Armee aus, und gab Hamilcar den Oberbefehl darüber. Um sich in seinem großen Vorhaben, sein Vaterland an den Römern zu rächen, zu bestärken, brachte er den Göttern ein Opfer, und wiederholte dabey feyerlich seinen Vorsatz. Nah' am Altar stand sein neunjähriger Sohn Hannibal. „Hast du Lust, mit nach Spanien zu ziehen?“ fragte ihn der Vater. Freudig bejahte Hannibal diese Frage, und bestürmte den Vater mit der Bitte, ihn mitzunehmen.

Mit Vergnügen bemerkte Hamilcar den eifrigen, muthigen Sinn des neunjährigen Sohnes. Er versprach, seine Bitte zu erfüllen; doch nur unter einer Bedingung. Der Sohn versprach sie einzugehen. Hamilcar verlangte nun von ihm ein feyerliches Gelübde, daß er, so lange er lebe, ein unversöhnlicher Feind der Römer seyn wolle. Die Umstehenden entfernten sich. Hannibal trat an den Altar, und legte dieses Gelübde ab.

Bald darauf schiffte sich Hamilcar, begleitet von seinem Sohne, mit der ihm zugestandenen Armee nach Spanien ein. Seine Waffen hatten hier den glücklichsten Fortgang; es währte nicht lange, so waren mehrere Spanische Völkerschaften den Karthagern unterworfen. Da Hannibal noch zu jung

war, um nützlich zu seyn, so schickte ihn der Vater nach Afrika zurück. Seine ganze Gunst schenkte dieser einem schönen, kraftvollen Jüngling, Hasdrubal, aus einem vornehmen Geschlechte. Er gab ihm nicht nur seine Tochter zur Ehe, sondern bestimmte ihn auch zu seinem Nachfolger bey der Armee.

Neun Jahre hatte Hamilcar bereits in Spanien zugebracht, als er in einer Schlacht gegen die Bettoner fiel. Die Ernennung seines Schwiegersohnes zu seinem Nachfolger wurde dem Senate zu Karthago bekannt gemacht, und dieser bestätigte den Hasdrubal in seiner Würde.

Indeß war Hannibal zum Jüngling gereift. Ausgezeichnete Talente hatten sich bey ihm entwickelt, er zeigte sich als ein würdiger Sohn eines verdienstvollen, berühmten Vaters, ja versprach, noch mehr zu werden als er.

Hasdrubal wünschte den hoffnungsvollen Jüngling an seiner Seite, und bath desßhalb den Senat zu Karthago, Hannibaln nach Spanien zu schicken. Obgleich eine Parthey in dieser Stadt sich dagegen auflehnte, und die Sache aus allen Kräften zu hintertreiben suchte: so drang doch Hasdrubal mit seinem Gesuche durch, und Hannibal ward, im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters, nach Spanien geschickt. Mit Jubel wurde er hier von Hasdrubal und den Soldaten

empfangen; denn man ahndete in ihm seinen Vater, den die Armee kindlich geliebt und verehrt hatte, und dessen Andenken ihr immer noch heilig war.

Hier beginnt Hannibals ehrenvolle Laufbahn, auf der er sich unsterblichen Ruhm errang. Hasdrubal ernannte ihn sogleich zum Befehlshaber der Reiteren, und trug ihm mehrere wichtige Unternehmungen auf, die er so glücklich ausführte, daß er sich allgemeine Achtung und den Beyfall und das Vertrauen der ganzen Armee erwarb. Überall legte er seine Einsichten, großen Scharfsinn, kluge Bedachtsamkeit und den entschlossensten Muth an den Tag, und verrieth dadurch, daß er zum Feldherrn geboren sey. Mit größter Pünktlichkeit vollzog er Hasdrubals Befehle, und bewies, daß er zu gehorchen verstehe; von der andern Seite zeigte er aber auch, daß er zu befehlen wisse. Sein Ernst ward durch Güte gemildert, und keine Beschwerde war zu groß, die er nicht mit seinen Soldaten theilte. Gab es Gefahren, so zog er sich nie zurück, sondern ging dabey beherzt voran; bey den kühnsten Unternehmungen sah man ihn an der Spitze der Armee; sah ihn im Mangel zufrieden, im Überflusse mäßig; unverdrossen und gefaßt bewies er sich bey Mühseligkeiten; mit größter Genauigkeit vollzog er die ihm aufgetragenen

Geschäfte; scheute nicht Hitze noch Kälte, und widmete dem Schlafe nur wenige Stunden; mehr mahlß fand man ihn unter den ausgestellten Wachen, gehüllt in seinen Mantel, auf der bloßen Erde schlafen. Den Prunk liebte er nicht, bloß auf Waffen von ausgezeichnete Güte, auf schöne und dauerhafte Pferde, auf geübte Fußgänger und geschickte Reiter legte er großen Werth.

Hasdrubal errichtete in Spanien an der Küste des Mittelländischen Meeres eine Stadt, die er Neu-Karthago nannte (das heutige Carthagena.) Die Lage derselben war ungemein vortheilhaft. Mit Mißtrauen sahen die Römer, daß die Macht der Karthager in Spanien sich mit jedem Tage vergrößere, und ihnen Gefahr drohe; sie wünschten deshalb Veranlassung zu erhalten, dieselbe zu beschränken. Diese fanden sie bald. An der Grenze von Spanien lag die Stadt Sagunt, die sich bisher immer im Besitze der Freyheit erhalten hatte, und auf ihre Rechte sehr eifersüchtig war. Furcht, den Karthagern in die Hände zu fallen, bewog die Sagunter, mit den Römern ein Bündniß zu schließen, wodurch diese Gelegenheit bekamen, den Karthagern zu schaden. Da sie indesß gerade von den Galliern einen Einbruch zu befürchten hatten: so verschoben sie dieß vor der Hand auf bessere Zeiten, schlossen sogar, um den Schein

friedlicher Gesinnungen zu haben, mit Hasdrubal einen neuen Vertrag auf drey Jahre.

Drey Jahre hatte Hannibal schon unter Hasdrubals Befehlen gestanden, als dieser tapfere Feldherr von Meuchelmördern ums Leben gebracht wurde. Die Armee warf ihre Blicke auf Hannibal; unbegrenzt war ihr Zutrauen zu ihm, allgemein der Wunsch, daß er seinem Schwager in der Würde folge. Er sah sich von unruhigen Haufen umringt; jedermann drängte sich an ihn; man hob ihn in die Höhe, trug ihn unter dem lautesten Jubel in das Zelt des Feldherrn, und rief ihn hier einstimmig zum Oberbefehlshaber der Armee aus.

Hannibal meldete den Vorfall dem Senate zu Karthago, und die Soldaten erklärten, daß sie nur unter diesem Helden dienen wollten. In Karthago erregte dieß großes Aufsehen; Hannibals Wahl wurde von seinen Feinden bestritten; sie gaben sich alle Mühe, sie für ungültig zu erklären, und den Senat zu bewegen, sie zu vernichten. Allein sie erreichten ihren Zweck nicht; Hannibals Wahl wurde genehmigt, und ihm der Oberbefehl über die Armee in Spanien förmlich übergeben.

Raum sechs und zwanzig Jahre alt, sann nun Hannibal auf nichts eifriger, als auf Krieg gegen die Römer, eingedenk des feyerlich gethanen Ge-

lühdes. Seine feurige Seele entwarf den kühnsten Plan, der je von einem beherzten Helden entworfen worden ist. Die Römer sollten in Italien angegriffen werden, und dahin wollte Hannibal seine Armee nicht von Afrika, sondern von Spanien aus über die Alpen führen. Welche Hindernisse standen ihm dabey im Wege! Er mußte durch unbekannte, feindselige Länder, durch unwegsame Gegenden, über reißende Ströme und ungeheure, unübersteiglich scheinende Gebirgsmassen ziehen, und wußte nicht, ob er dort hinlängliche Lebensmittel, oder ob er nicht überall Widerstand finden würde. Doch dieß alles machte die große Seele des Helden nicht wanken. Mit jedem Tage stieg die Liebe der Armee gegen ihn; durch Gerechtigkeit, Nedlichkeit und Freygebigkeit suchte er sich darin zu befestigen, und im Besiß dieses Vertrauens und dieser Liebe, getraute er sich das unmöglich Scheinende möglich zu machen.

Fast ganz Spanien war durch ihn den Karthagern unterworfen; die Stadt Sagunt war noch frey, und stand mit den Römern im Bündniß. Um diesen allen Verkehr mit Spanien abzuschneiden, und dadurch dieses Land gegen jeden Einfall zu sichern, war es nöthig, daß Sagunt unter dem Einfluß der Karthager stand. Auf erhaltene Veranlassung wurde ihr von Hannibal der Krieg

erklärt. Die Römer thaten Vorstellungen, doch ohne Erfolg. Die Sagunter trockten auf das Bündniß mit denselben; es half nichts. Hannibal erhielt von dem Senate seiner Vaterstadt die Vollmacht, mit Sagunt nach Gutdünken zu verfahren. Die Stadt ward belagert. Tapfer wehrten sich die Sagunter, wagten Kühne Ausfälle, und fügten den Karthagern empfindlichen Schaden zu. Bey allen Angriffen war Hannibal zugegen; mit Klugheit leitete er sie; entschlossen trockte er jeder Gefahr, und entflammete den Muth der Soldaten. Ein Wurffspieß verwundete ihn an der Hüfte, und streckte ihn zu Boden. Voll Bestürzung darüber, ließen die Belagerer alles im Stiche, und flohen davon. Indeß wurden die Angriffe mit Muth erneuert. Auf beyden Seiten schlug man sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Endlich stürzten die Mauern auf verschiedenen Seiten ein. Die Karthager drangen ein. Es begann eine blutige Schlacht. Fast jeder Pfeil, jeder Wurffspieß tödtete. Den Sagunter kam eine Art Wurffspieße sehr zu statten, die mit einem drey Schuh langen Eisen versehen waren, und womit man den Mann mit seiner Rüstung durchbohren konnte. Die Tapferkeit der Sagunter war so groß, daß die Karthager in Unordnung geriethen und sich in ihr Lager flüchteten.

Die Römer thaten neue Vorstellungen. Umsonst! Nachdem Hannibal seine Soldaten einige Tage hatte ausruhen lassen, und ihm die Belagerung schon zu lange währte, versprach er ihnen, die Stadt der Plünderung Preis zu geben, wenn sie sie eroberten. Dieß brachte bey der Armee die stärkste Wirkung hervor. Mit Ungeduld wartete jedermann auf das Zeichen zum Sturm. Es wurde gegeben. Mit Muth stürmte man in die Stadt. Die Sagunter thaten den schrecklichsten Widerstand. Es fiel von neuem ein großes Stück Mauer ein; die Carthager drangen ein, und eroberten eine Anhöhe in der Stadt, die Hannibal mit einer Mauer umgeben, und von da aus die Stadt beschießen ließ. Nach vielem Blutvergießen und dem bewundernswürdigsten Widerstand von Seiten der Sagunter ward die Stadt endlich eingenommen. Die Karthager, ergrimmt über diesen Widerstand, verwüsteten und tödteten alles, und machten ungeheure Beute.

Acht Monathe lang war Sagunt belagert worden. Nach Eroberung derselben verweilte Hannibal noch einen Winter in Neu-Karthago, und machte große Krieszurüstungen gegen die Römer. Als man in Rom Nachricht von der Zerstörung der Stadt Sagunt erhielt, wurde alles in hohem Grade bestürzt, und der Senat beschloß, eine Ge-

sandtschaft an den Senat nach Karthago zu schicken, und ihm feyerlich den Krieg erklären zu lassen; was auch wirklich geschah.

Hannibal machte nun ernstliche Anstalten, Spanien zu verlassen, und nach Italien aufzubrechen. Ehe er sich in den Marsch setzte, schickte er Boten in diejenigen Länder, durch die er ziehen mußte, damit sie ausforschten, ob er in denselben hinlängliche Nahrungsmittel finden würde, und wie die sie bewohnenden Völker gesinnt wären. Er wünschte besonders die Gallier in sein Interesse zu ziehen. — Im Frühling versammelte der Held sein Heer, und musterte und ordnete es nach den verschiedenen Völkerschaften, aus welchen es bestand. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit 15,000 Mann, einer Anzahl Elephanten und einigen funfzig Schiffen zurück. An seine Truppen hielt er eine Rede, und erklärte ihnen darin den Zweck seiner Unternehmung. Er deutete auf die Hindernisse hin, die sie auf dem Marsche nach Italien finden, machte sie aber auch auf die Vortheile aufmerksam, die aus diesem Zuge für sie und das Vaterland entspringen würden, und entflamte ihre Abneigung gegen die Römer zum höchsten Hasse. Um sein Unternehmen zu

sichern, traf er die zweckmäßigsten Anstalten, und brach nun in drey Kolonnen auf. Was ihm auf dem Wege widerstand, besiegte er. Einige tausend von seinen Truppen bereueten es, sich an den Zug angeschlossen zu haben; diese Feigen ließ er zurückziehen.

Als die Römer von Hannibals gewagtem Zuge hörten, machten sie große Kriegszurüstungen, und suchten sich Bundesgenossen zu verschaffen. Glückliche wurden die Pyrenäen überstiegen. Die Gallier blieben nicht unthätig, sondern rüsteten sich zum Widerstande. Hannibal, dem viel an ihrer Freundschaft gelegen seyn mußte, erklärte ihren Fürsten, daß die Unternehmung nicht gegen sie, sondern gegen Italien gerichtet sey; damit begnügten sie sich, und ließen die Karthager nicht nur ruhig ziehen, sondern gaben auch den Römern, die sich mit ihnen verbinden wollten, kein Gehör.

Unter manchen Beschwerden, aber doch glücklich, setzte Hannibal über den Fluß *Rhodanus*, *Rhone* genannt, nachdem er die ihm entgegenstehenden Feinde am jenseitigen Ufer, theils durch List, theils durch seine Macht zerstreut hatte. Die Elephanten, die er mit sich führte, und die das Wasser scheuten, wurden auf Flößen, die man mit grünen Rasen belegte, um die Thiere zu täuschen, hinübergeschafft. — In dieser Gegend hat

ten die Römer ein Lager aufgeschlagen. Bey der Mündung des Rhodanus stießen 500 von Hannibals Reitern mit dem Römischen Consul P. Cornelius Scipio zusammen. Es entstand ein hitziges Gefecht; fast keiner blieb unverwundet, und der Verlust an Todten war von beyden Seiten gleich groß, bis endlich die Römer Sieger wurden.

Hannibal faßte den Entschluß, sich mit den Römern an dem Rhodan in kein Treffen einzulassen, sondern sie zu umgehen, und seinen Zug gerade nach Italien fortzusetzen. — Man näherte sich immer mehr den Alpen; die Bothen, die als Kundschafter vorausgeschickt worden waren, kamen zurück, und schilderten die Höhe der Gebirge und ihre Unwegsamkeit als außerordentlich. Darüber stuchte Hannibals Armee, und fing an, den Muth zu verlieren. Hannibal hielt eine treffliche Rede an sie; führte ihr die bereits glücklich besiegten Gefahren und Beschwerden ins Gedächtniß zurück, und forderte sie kräftig auf, Muth zu fassen und die Hindernisse, die noch im Wege lagen, männlich zu besiegen. Die Armee rief ihm Beyfall zu, und versprach, ihm willig zu folgen. Er ließ sie einen Tag lang ruhen, dann zog er weiter.

Unterdeß hatte der Römische Consul, Cornelius Scipio, Hannibaln an dem Rhodanus aufgesucht, um ihm eine Schlacht zu liefern; wie erstaunte er, da er ihn dort nicht mehr antraf. Er konnte nicht hoffen, ihn einzuhohlen; daher beschloß er, sich einzuschiffen, und nach Genua zu verfügen, wo er sich mit der Römischen Armee am Po vereinigen, und Hannibaln beim Herabsteigen von den Alpen empfangen wollte.

Glücklich war Hannibals Armee, nach mancherley überstandenen Mühseligkeiten, bis an den Fuß der Alpen gekommen. Sie hatte sich zwar in der Einbildung diese Gebirge schrecklich hoch vorgestellt, aber da sie dieselben wirklich vor sich sah, erschienen sie ihr noch grausender. Alles, was die Truppen sahen, war gemacht, sie niederzuschlagen. Ihr Blick fiel auf die steilsten, mit Schnee und Eis bedeckten Berge, auf elende Hütten, die an nackten Felsen hingen, auf eingeschrumpftes Vieh und halb wilde Menschen; kurz auf so vieles, das Grausen erregte. Noch war dieß nicht genug; zu ihrem noch größern Schrecken entdeckten sie, daß die Höhen, über die sie ziehen mußten, mit Allobroger n (einer Art Gallier) besetzt waren, welche große Felsenstücke aufgethürmt hatten, um damit den Karthagern die Köpfe einzuschlagen.

Hannibal blieb gefast, ließ Halt machen, und schickte einige Gallier, die sich bey seiner Armee befanden, auf Kundschaft aus. Sie brachten die Nachricht, daß die Allobroger nichts weiter besetzt hätten, als diese Höhen, und daß sie nur am Tage dort wären, in der Nacht aber sich in ihre Hütten zögen. Sogleich entwarf Hannibal einen Plan, sie zu überlisten. Am Morgen des folgenden Tages gab er Befehl zum Aufbruch. Die Armee rückte bis dicht an die besetzten Anhöhen, und schlug hier ein Lager auf, so daß es den Anschein hatte, als wollte Hannibal sich hier mehrere Tage verweilen. Kaum war aber die Nacht da, und der Feind in seine Hütten gezogen, so ließ Hannibal einen Theil der Entschlossensten in aller Stille auf jene Hügel rücken, und sie besetzen. Den darauf folgenden Morgen brach die Armee auf. Die Barbaren eilten aus ihren Hütten, und wollten ihre Posten einnehmen; wie erschrakten sie, als sie sie besetzt fanden; sie zu erobern, schien ihnen nicht möglich, sie machten daher Halt, und stürzten mit großem Geschrey auf die im Marsche begriffene Armee, die dadurch in Unordnung gerieth, und viele Menschen, Pferde und Lastthiere verlor. Die letzten wurden scheu, stürzten in Abgründe, und rissen im Fallen oft

ganze Reihen von Soldaten in fast bodenlose Tiefen mit hinab.

Als Hannibal diese Unordnung gewahr wurde, eilte er mit seiner Mannschaft von den Anhöhen zu Hülfe, und schlug die Feinde in die Flucht, mußte aber den Sieg theuer genug bezahlen, denn er erlitt einen beträchtlichen Verlust.

Nach fünf Tagen erreichte Hannibal eine Gegend, die etwas mehr bewohnt war. Die Einwohner derselben empfingen ihn mit vieler Ergebenheit und Freundlichkeit, zogen ihm mit Kränzen auf dem Haupte und Ohlzweigen, als Friedenszeichen, in der Hand, entgegen, und versprachen, seine Freunde zu seyn, und ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Hannibal hatte Ursache, ihnen nicht zu trauen; er nahm sie übrigens, nebst dem, was sie brachten, mit vieler Güte auf. Auch ihr Anerbiethen, ihm den Weg zu zeigen, nahm er an; war aber dabey auf seiner Huth, und machte sich auf den Fall, daß er von ihnen hintergangen würde, gefaßt. Die Reiterney nebst den Elephanten und den übrigen Lastthieren schickte er jetzt voraus, und folgte mit dem Fußvolke nach. Zwey Tage lang ging der Zug ruhig vor sich, am dritten aber, da sie sich in einem von Bergen und Felsen eingeschlossenen Thale befanden, drangen die Barbaren von verschiedenen Sei-

ten hervor, und machten einen wüthenden Angriff. Hannibal, dem dieß nicht unerwartet kam, drängte sie beherzt zurück, wobey er freylich viele Menschen und Lastthiere verlor. Die auf den Höhen befindlichen Barbaren wälzten mächtige Felsenstücke hinunter, und thaten dadurch den Karthagern großen Schaden, trennten sogar das Heer, das sich jedoch am folgenden Tage wieder vereinigte, und den Marsch nach dem Gipfel der Alpen fortsetzte. Die Elephanten jagten den Barbaren große Furcht ein, und sie wagten es nicht, ihnen nahe zu kommen.

Nach Verlauf von neun Tagen erreichte endlich die Armee den Gipfel der Alpen, wo sie zwey Tage ausruhte. Viele Soldaten, die sich verirrt hatten, und viele Thiere, die zurückgeblieben waren, kamen hier nach und nach an.

Es war schon spät im Herbst. Nicht nur die Gipfel der Gebirge, sondern auch die Wege waren mit Schnee bedeckt. Hannibals Truppen, dessen nicht gewohnt, wurden niedergeschlagen, und geriethen fast in Verzweiflung. Langsam ging der Zug von statten, zuweilen äußerte sich sogar ein lautes Murren. Hannibal, um dem Heere eine bessere Stimmung zu geben, führte dasselbe auf eine breite Anhöhe, von wo aus man die legendreichen Fluren Italiens übersehen konnte.

Hier hielt er eine Rede an die Soldaten, und machte sie aufmerksam auf die Vortheile, die sie zu erwarten hätten, wenn sie noch eine Zeit lang muthig die Beschwerden erduldeten. Die Armee bekam neuen Muth, und den Tag darauf ging der Zug weiter.

Jetzt zeigten sich neue Beschwerden, neue Gefahren. Mit großen Mühseligkeiten war das Erklimmen der Berge verbunden; aber ungleich beschwerlicher und mit weit größeren Gefahren verknüpft war das Herabsteigen. Wo sonst kaum ein einzelner Mensch zu gehen wagte, sollte eine starke Armee mit Kriegsgeräthschaften, Pferden, Elephanten und andern Lastthieren herabsteigen. Der geringste Fehltritt auf der schlüpfrigen Bahn hatte den Tod im Gefolge, und verursachte den schrecklichsten Sturz in schroffe Abgründe. Oft geschah es, daß einer im Fallen sich an dem Nachbar halten wollte, und dieser mit hinabgezogen wurde; zuweilen stürzten ganze Reihen von Menschen und Thieren in die schrecklichsten Tiefen.

Auf so gefahrvollen Pfaden war das Heer eine Zeit lang hingezogen, als es plötzlich auf einem schmalen Felsenweg stieg, welcher der einzige war, den man einschlagen konnte; er lief an einem steilen Abhang hinunter; unglücklicher Weise unterbrach ein frischer Erdfall auf der einen

Seite das Fortkommen. Mit Lebensgefahr konnte noch allenfalls der einzelne Soldat hinabrutschen, aber eine Unmöglichkeit war es, Pferde und Lastthiere herabzubringen. Man denke sich die Verlegenheit, das Entsetzen der Armee. Hannibal bemerkte die Muthlosigkeit und Unzufriedenheit der Soldaten, und eilte herbey, um Vorkehrungen zu treffen. Zu seinem Verdrusse fand er, daß hier keine menschliche Weisheit und Macht hinreiche, dieses Hinderniß zu besiegen, und daß weiter nichts zu thun übrig bleibe, als den Berg zu umgehen.

Auf dem Wege, den man jetzt einschlug, lag tiefer Schnee; der Boden war schlüpfrig und abschüssig; die Soldaten gleiteten oft aus, und stürzten hin; die gefallenen Pferde konnte man nicht wieder aufbringen, und die Lastthiere blieben in Eislöchern stecken. Man befand sich in der größten Verlegenheit; an das Fortkommen war nicht zu denken, zurück zu kehren fast unmöglich. In dieser bedrängten Lage gerieth Hannibal auf den von Welt und Nachwelt angestaunten Gedanken, sich durch die Felsen einen Weg zu bahnen. Die Armee macht Halt. Ihr großer Heerführer ließ den Schnee wegräumen, eine große Menge hoher und starker Bäume fällen, und einen mächtigen Holzstoß errichten. Dieser ward

angezündet. Es entstand ein entsetzliches Feuer, und eine Gluth, durch welche die Steine so mürbe gemacht wurden, daß man jetzt den abgekühlten Felsen leichter durchbrechen konnte. Auf diese Weise wurde eine Bahn gehauen, auf welcher Soldaten und Thiere hinabsteigen konnten.

Nach einigen Tagen war das Heer unten, wo man drey Rasttage hielt. Zwey Wochen lang hatte dieser bewundernswürdige Zug gedauert, als Hannibal in den Ebenen am Po ankam, und seine Fahnen an den Ufern dieses Flusses wehten. Seit seinem Aufbruche von Neu-Karthago waren bereits fünf Monathe verflossen, und in dieser Zeit hatte das Heer durch die unwegsamsten Gegenden 170 Deutsche Meilen zurückgelegt. Es war 60,000 Mann stark, als der Zug begann, auf dem Wege schmolz es bis auf die Hälfte, und Hannibal zählte nur noch 12,000 Afrikaner, 8,000 Spanische Fußvölker und 6,000 Reiter.

Mit dieser kleinen Armee sollte er ein starkes Land, mächtige und in der Kriegskunst erfahrene und geübte Heere bezwingen!

Die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Welt war auf Hannibal gerichtet. Sobald dieser merkte, daß Menschen und Vieh sich erhohlt hat-

ten, forderte er die Völker, die am Fuße der Alpen auf dem Turinischen Gebiete wohnten, auf, mit ihm in ein Bündniß zu treten. Sie wollten sich nicht sogleich dazu entschließen, und Hannibal zog deßhalb vor ihre Hauptstadt Turin, und nahm sie in drey Tagen mit Sturm ein. Dieß wirkte! Alles war voll Schrecken, und man ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade.

Hannibal vernahm, daß Cornelius Scipio bereits über den Po gegangen sey, und gegen ihn anrücke. Sogleich rüstete er sich zur Fortsetzung seines Zugs. Scipio erstaunte, als er sah, daß Hannibal, was unmöglich schien, die Alpen überstiegen habe. Seine Hochachtung gegen den Karthagischen Helden vergrößerte sich. Er feuerte sein Heer zum Muthe auf, und schilderte demselben den übeln Zustand der feindlichen Armee. Auch Hannibal suchte das Seinige zu einer entscheidenden Schlacht zweckmäßig vorzubereiten. Er hielt an dasselbe eine kraftvolle Rede, und versprach den Tapfern große Belohnungen.

Beide Heere trafen zusammen. Die Römischen Leichtbewaffneten schossen ihre ersten Pfeile gegen die Karthager ab, nahmen aber die Flucht, als sie diese in Ordnung anrücken sahen, und zogen sich hinter die Reiterrey. Diese begann nun mit der Karthagischen den Kampf. Das Gefecht war heiß;

viele Römer wurden von den Pferden geworfen, andere sprangen selbst herab, um zu Fuße zu fechten. So ging es eine Meile fort, bis die Römische Reiterey, auf Hannibals kluge Veranstaltung, im Rücken angefallen wurde. Die Römer geriethen dadurch in Unordnung, und als vollends der Consul Scipio, der die Erhaltung des Lebens seinem 17jährigen Sohne verdankte, verwundet wurde, stieg die Verwirrung auf den höchsten Grad; die Römer flohen, und nur mit Mühe konnte Scipio gerettet werden. Ob nun gleich die Karthager den Sieg davon trugen, so sollen sie doch bey diesem Vorfalle mehr Leute verloren haben als ihre Feinde.

Hannibal hielt etwas still, dann verfolgte er die Feinde bis an den Fluß Po, über den er aber nicht setzen konnte, weil die Römer die darüber geschlagene Brücke bereits abgetragen hatten; sechs hundert Römische Soldaten, die zurück geblieben waren, machte er zu Gefangenen. Nach zwey Tagen gelang es ihm, an einem andern Orte eine Schiffbrücke über den Po zu schlagen, und seine Armee hinüber zu führen. Scipio, welcher immer mehr, theils von den Karthagern, theils von den Galliern, litt, bezog auf einer Anhöhe an dem Flusse Trebia ein vortheilhaftes Lager, wo er die Ankunft frischer Truppen, mit denen der andere Consul, L. Sempronius, im Anzuge war, erwarten wollte. Kaum

war dieser eingetroffen, als er gleich großes Verlangen nach einer Schlacht trug, obgleich Scipio ihm dieses widerrieth, indem die Truppen vierzig Tage auf dem Marsch gewesen und von den ausgestandenen Strapazen noch ermüdet wären. Doch der feurige Sempronius wollte von keiner Zögerung wissen.

Hannibal bekam ein großes Römisches Magazin in seine Gewalt, womit ihm sehr geholfen war, indem seine Armee Mangel zu leiden angefangen hatte. Sempronius griff ihn mehrmals an, und erhielt einige kleine Vortheile, worüber der feurige Mann so stolz wurde, daß er alles darauf anlegte, Hannibaln ein entscheidendes Treffen zu liefern. Scipio, der die Sache ruhig überlegte, und den andern Consul an militärischer Weisheit weit übertraf, gab seine Zustimmung dazu nicht. Indes ließ sich Sempronius nicht irre machen, und übereilte alles. Hannibal, dem es angenehm war, einen so hitzigen und eifertigen Gegner zu haben, sann reiflich über die Stellung seiner Armee und die Art des Angriffs nach, und wünschte eben so wie Sempronius eine Schlacht.

Die Gegend, in welcher Hannibal stand, war eine Ebene, durchschnitten von einem Bache, der hohe Ufer hatte, die mit Dornhecken besetzt waren. In diese versteckte er eine Menge Leute mit ihren

Pferden; versammelte einen Kriegsrath, und theilte diesem seine Entwürfe mit, die von allen gebilligt wurden. Den Tag darauf in aller Frühe setzte eine Colonne über die Trebia, und streifte bis an das Römische Lager; sie hatte Befehl, sich alsdann zurück zu ziehen, und den Feind über den Fluß zu locken. Dieß geschah. Es war bereits Winter, und es fiel Schnee; das Wetter war frostig und für die Römischen Soldaten um so empfindlicher, da sie vor dem Ausrücken weder selbst etwas gegessen, noch ihre Pferde gefüttert hatten. Dabey mußten sie durch die Trebia waten, wodurch sie sich erkäl- teten. Ermattet durch Hunger und Kälte, kamen sie am jenseitigen Ufer des Flusses an. Jetzt stellte Hannibal seine Truppen, die gut gefrühstückt und sich am Feuer erwärmt hatten, in Schlachtordnung.

Die Heere rückten gegen einander. Die leicht- ten Truppen begannen das Gefecht; die Karthager erhielten leicht die Oberhand über die ermatteten Feinde. Bald stürzte auch die Karthagische Reite- rey auf die Römische los; diese wurde über den Haufen geworfen, und in die Flucht geschlagen. Eine Anzahl leicht bewaffneter Karthager fiel dem Römischen Fußvolk in die Flanken, und brachte eine gewaltige Verwirrung hervor. Dennoch hiel- ten die Römer in der Mitte der Schlachtlinie Stand, und wichen keinen Fuß breit. Jetzt aber stürzten

die in den Dornhecken versteckten 2000 Mann hervor, griffen die Römischen Legionen im Rücken an, und brachten sie in die größte Unordnung. Gräßlich war der Kampf; die Römer wichen, und fast alles, was den Schwertern der Karthager entging, ward von den Pferden und Elephanten zertritten. Bloß 10,000 Römer schlugen sich mit unglaublicher Tapferkeit durch die Feinde.

Hannibals Sieg war glänzend; sein Verlust, verglichen mit dem der Feinde, gering. — Aber nun kam ein Feind, über den er weniger vermochte — Regen, Schnee und Frost. Die rauhe Witterung, an die seine Leute nicht gewöhnt waren, rieb viele von ihnen auf. Menschen und Pferde fielen vor Kälte um, und von den Elephanten blieben bloß sieben am Leben.

In Rom brachte die Nachricht von Hannibals Siege einen großen Schrecken hervor. Der Held ließ nun seine Truppen, die durch fremde immer mehr vermehrt wurden, ausruhen; jedoch blieb er im Winter nicht ganz unthätig, und brachte zu wiederholten Mahlen dem Feinde empfindlichen Schaden bey.

Im darauf folgenden Frühlinge beschloß Hannibal die Apenninen zu übersteigen, um Hetrurien

zu bekriegen. Allein da er auf dem Marsche dahin noch mehr Hindernisse fand, als auf den Alpen, so sah er sich genöthigt, umzukehren. Er erreichte sein Lager, und rückte den Tag darauf mit 12,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern gegen den Feind. Der Römische Consul Sempronius schlug sich tapfer, und drängte die Feinde zurück, da er aber ihr Lager einnehmen wollte, ließ Hannibal seine Reiter auf verschiedenen Seiten in den Feind einhauen; es entstand ein fürchterliches Gemetzel; die Nacht setzte demselben Grenzen; der Verlust der Römer war groß; mehrere Magistratspersonen verloren ihr Leben.

Hannibal vernahm, daß in Hetrurien sich bereits der Römische Consul Flaminius mit einem Heere befände, und beschloß, ihm entgegen zu ziehen. Er wollte dabey den kürzesten, aber dabey höchst beschwerlichen Weg einschlagen. Seine Armee gerieth darüber in Bestürzung, und scheute die neuen Gefahren. Der Held trat dessen ungeachtet den Marsch an. Viele Menschen und Thiere blieben im Moraste stecken und kamen um. Nach einem beträchtlichen Verluste kam Hannibal auf einem trocknen Plage an, wo er sein Lager aufschlug, und seine Soldaten einige Tage ausruhen ließ. Er zog Erkundigungen über den Aufenthaltsort des Feindes, über den Zustand desselben

und über den Charakter des Anführers ein. Von diesem vernahm er, zu seinem Vergnügen, daß er ein Mann von großer Einbildung sey. Nicht ohne Grund hoffte er, daß Flaminius sich von seinem Stolze zu unüberlegten und verkehrten Unternehmungen werde hinreißen lassen. Hannibal suchte ihn daher zu einer Schlacht zu reizen, was ihm auch glücklich gelang. Obgleich der zusammenberufene Kriegsrath dem Flaminius widerrieth, sich in ein Gefecht einzulassen, ehe er Verstärkung erhalten hätte; so gab der hitzige Feldherr doch Befehl zur Schlacht. Hannibal sah voraus, daß der ehrgeizige Flaminius im Zorne unbesonnen handeln werde, und suchte ihn noch mehr zu reizen. Er lockte ihn in ein enges Thal an dem Thrasymenischen See; umschloß ihn von allen Seiten, fiel ihn dann an, und brachte die Römer in die größte Unordnung, die ihre Heerführer nicht heben konnten. Man schlug sich in der Nähe des Thrasymenischen Sees mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit, und führte das Gefecht mit solcher Hitze, daß man nicht einmahl ein starkes Erdbeben bemerkte, welches unterdeß statt fand. Flaminius wurde niedergehauen. Nun flohen die Römer in wilder Eile. Mehr als 15,000 derselben kamen ums Leben, und beynabe eben so viele geriethen in die Gefangenschaft. Hannibal soll nicht mehr

als 1500 Mann verloren haben. Flaminius Leichnam wollte er ehrenvoll begraben lassen, allein er konnte nicht aufgefunden werden.

In Rom brachte die Nachricht von der vorgefallenen Schlacht am Trasymenischen See große Bestürzung hervor. Man fand für nöthig, die Obergewalt, in Rücksicht der Regierung, einem einzigen Manne auf einige Zeit anzuvertrauen, und ernannte daher den Quintus Fabius Maximus zum Dictator, dieser aber den Marcus Minucius Rufus zum Befehlshaber der Reiteren. Er rückte jetzt dem Hannibal entgegen, welcher unterdeß die größten Verwüstungen anrichtete, und unter den Gefangenen die Römer mit Strenge, die mit ihnen Verbündeten aber mit vieler Gelindigkeit behandelte, um dadurch die Bundesgenossen Roms zu bewegen, sich lieber mit ihm zu vereinigen.

In Apulien, in der Gegend von Arvi, stieß Hannibal auf den Dictator Fabius, und both ihm ein Treffen an. Allein dieser weise Feldherr sah wohl ein, daß es für ihn das beste sey, sich vertheidigungsweise zu verhalten, und vor der Hand jeden Angriff und eine größere Schlacht zu vermeiden. Hannibal merkte bald, daß er es nicht mehr mit einem unbesonnenen Hitzkopfe, sondern mit einem weisen, einsichtsvollen Krieger zu thun habe, und sah mit Mißvergnügen, daß Fabius zu

seinem Treffen zu bewegen sey. Ganz anders dachte der Römische Befehlshaber der Reiterey, Marcus Minucius Rufus. Dieser wünschte nichts so sehr, als sich mit Hannibal zu messen, und ihn, wie er wähnte, anzureiben. Mit dem ruhigen Benehmen des Fabius war er im höchsten Grade unzufrieden, erklärte ihn für einen Zauderer und Feigherzigen, und suchte die Soldaten zum Kampfe anzufeuern. Die große Seele des Fabius achtete darauf nicht; er blieb, wie große Männer zu handeln pflegen, seinem Vorsatze treu, und vermied sorgfältig eine Schlacht.

Hannibal, müde der Unthätigkeit seines Feindes, beschloß, nach Campanien vorzurücken, wo er die Stadt Capua einzunehmen hoffte. Seine Wegweiser führten ihn irre. Zwischen Gebirgen wollte er zurückkehren; aber Fabius, der ihm gefolgt war, besetzte einen Berg, und ließ seine ganze Armee auf Anhöhen, die am Eingänge in die Gebirge lagen, wo Hannibal herkommen mußte, eine vortheilhafte Stellung nehmen. Mancius, den er auf Kundschaft ausschickte, ließ sich, dem Befehle des Dictators zuwider, in ein Gefecht ein, und wurde sammt den Seinigen niedergehauen.

Hannibal sah sich eingeschlossen, und gerieth in die größte Verlegenheit. Nur durch List konnte er sich retten. Diese ward bald erfonnen. Er

ließ 2000 Stück Rinder zusammen bringen, und jedem an die Hörner ein kleines Bündel Reisig mit Pech vermischet anbinden. In der Nacht ward es angezündet, und das Vieh gegen die Feinde getrieben. Diese, dadurch irre gemacht und in Furcht gesetzt, ließen die Karthager durch die engen Wege ziehen, und so entkamen sie glücklich.

Der Winter trat wieder ein. Fabius lag zwischen Rom und Hannibals Armee. Die Verleumdung klagte ihn an, und es wurde sogar seine Vaterlandstreue in Verdacht gezogen. Um sein Betragen zu rechtfertigen, wurde er nach Rom berufen, wo sehr viele mit ihm unzufrieden waren. Minucius bekam fast eben so viel Gewalt bey der Armee als er; dieß brachte unter den zwey Feldherren viel Eifersucht hervor, von welcher Hannibal Vorthail ziehen wollte; besonders sollte ihm der Übermuth des Minucius gut zu statten kommen. Durch List umschloß er diesen bald, und brachte ihn in die schrecklichste Verlegenheit, in der er mit den Seinigen umgekommen wäre, wenn nicht Fabius, alten Groll vergessend, ihm zu Hülfe geeilt wäre, und ihn gerettet hätte. Minucius sah nun wohl ein, daß ihm Fabius an Einsicht und Tugend überlegen sey, und both ihm die Hand zur Versöhnung. Die zwey Feldherren wurden nur

Freunde, und in Rom änderte sich jetzt die Meinung von Fabius zu seinem Vortheile.

Hannibal bezog nun die Winterquartiere. Im folgenden Sommer rückte er vor Cannä; durch die Einnahme des hiesigen Schlosses, das den Römern zu einem Magazine diente, wurden diese in große Verlegenheit gesetzt. Der Senat in Rom beschloß, dem Hannibal eine Schlacht zu liefern, und schickte die zwey neugewählten Consuln, Terentius Varro und Amilius Paulus, mit einer sehr zahlreichen Armee ab. — Die bevorstehende Schlacht sollte von der größten Wichtigkeit seyn, und über den Ausgang des ganzen Kriegs entscheiden. Alles war darauf gespannt. Einer von den Consuln, Varro, ein Mann voll übermüthigen Trokes, führte die stolzesten Heden; Hannibaln zu besiegen, schien ihm eine Kleinigkeit; er wolle, sagte er, ihn schon schlagen, und ließ noch manches verwegene, unbesonnene Wort fallen, worüber alle Verständige ihre Mißbilligung zu erkennen gaben.

Die Heere näherten sich. Ein Vorgesecht fiel zum Vortheile der Karthager aus, welches den Übermuth des prahlerischen Varro erhöhte. Das Römische Heer war weit stärker, und die Kartha-

ger waren darüber etwas bestürzt. Hannibal hielt eine kräftige Rede an sie, und feuerte ihren Muth an. Als sie zu Ende war, jubelten die Soldaten Beyfall. Am folgenden Morgen stellte der Held die Truppen in Schlachtordnung. Allein Amilius, der an diesem Tage den Oberbefehl hatte, verhielt sich zu Barros und seiner Soldaten Verdruß, ganz ruhig, und wich behutsam einer Schlacht aus. Als den Tag darauf Barro das Commando hatte, ließ er die Armee gegen Hannibal anrücken. Dieser, der seine aus Spanien mitgebrachten Soldaten mit Gallischen immer zu vermehren suchte, hatte jetzt 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter; keine große Armee, im Vergleich mit der Römischen.

Der wichtige Kampf begann. Man schlug sich mit schrecklicher Wuth. Die meisten Römer sprangen von den Pferden und fochten zu Fuße. Es entstand ein entsetzliches Blutvergießen; die Tapferkeit beyder Theile war erstaunlich. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Karthager; der größte Theil der Römer kam ums Leben. Der Consul Paulus Amilius, nebst vielen andern vornehmen Römern und 70,000 Mann, blieben auf dem Schlachtfelde; Barro entkam mit Mühe, und 10,000 Mann wurden gefangen genommen. Die Karthager mepelten alles nieder; selbst als

der Sieg bereits entschieden war, bis ihnen Hannibal zu wiederholten Malen zurief: Haltet ein, Soldaten! schonet der Überwundenen! Er selbst verlor kaum 6000 Mann und 200 Pferde.

Einer der größten Vortheile, die ihm dieser Sieg gewährte, war der, daß nun mehrere Völkerschaften sich an ihn schlossen, und mit ihm in ein Bündniß gegen die Römer traten.

So endigte die berühmte Schlacht bey Cannä, auf deren Ausgang alles im höchsten Grade gespannt war.

Hannibal hielt es für rathsam, seinen Sieg nicht zu verfolgen, und Rom nicht zu belagern. Hier hatte die vorgefallene Schlacht die größte Angst und Bestürzung hervorgebracht, und man machte alle Anstalten, die Stadt zu sichern.

Hannibal fand sich geneigt, die Römischen Gefangenen gegen ein bestimmtes Lösegeld frey zu lassen, und schickte daher zehn der Vornehmsten nach Rom, um die Sache dem Senate vorzutragen. Vorher verpflichteten sie sich durch einen Eid, zurückzukehren. Der Senat nahm, zu ihrem Mißvergnügen, den Vorschlag nicht an, und die zehn mußten in Hannibals Lager zurück. Bloß Einer that dieß nicht, und entschuldigte sich damit, daß

er, nachdem er aus dem Lager weggegangen wäre, und darin etwas vergessen hätte, dahin zurückgekehrt sey, und auf diese Weise seinen Eid gehalten habe. Der Senat zu Rom ließ aber diese Ausflucht nicht gelten, und schickte ihn Hannibaln zu.

In Karthago war die Freude über Hannibals Siege sehr groß, aber man traf keine Anstalten, ihn zu unterstützen. Seine Feinde im Vaterlande hörten nicht auf, ihm entgegen zu arbeiten, und in Spanien änderten sich Karthagos Angelegenheiten sehr zum Nachtheile. Von der andern Seite bothen die Römer alles auf, sich zu retten. Der Dictator Junius Pera zog mit 25,000 Mann wohlgerüsteter Truppen aus Rom, und der Prätor Claudius Marcellus stand bereits zu Castilinum. Hannibal streifte indessen herum, und machte bedeutende Eroberungen. Das Schlimmste war, daß seine Soldaten in Campanien weichlich wurden, und sich den größten Ausschweifungen überließen. Sie fingen an, die Befehle ihrer Obern nicht genau zu befolgen, unordentlich und widerspänstig zu werden. Bey Nola wurde Hannibal von Marcellus geschlagen, und verlor 5,000 Todte, 600 Gefangene, und 19 Fahnen. Einige Tage darauf gingen 1272 Mann von seinen Truppen zu den Römern über. Unter beständigem Wechsel des Glücks verging eine lange Zeit.

Im sechsten Jahre des Kriegs wurden zu Rom Quintus Fabius Maximus, der Sohn des vorigen Consuls Fabius, und Titus Sempronius Grachus zu Consuln erwählt. Jeder erhielt eine Armee gegen Hannibal. Sie thaten ihm einigen Schaden.

Hannibal machte endlich Anstalten, nach Rom vorzurücken, indes die Römer das von ihm besetzte Capua einzunehmen suchten. In Rom war alles in der größten Bestürzung; man wollte sämtliche Armeen zur Beschützung der Stadt zusammenziehen; allein der tapfere, besonnene Fabius erklärte sich dagegen, und meinte, man dürfe die Belagerung von Capua nicht aufgeben. Indes wurde doch ein Theil der Belagerungstruppen nach Rom befehligt. — Jemehr sich Hannibal der Stadt Rom näherte, desto größer wurde hier die Angst. Alles both seine Dienste an, und sämtliche Plätze wurden von Truppen besetzt. Nur noch drey tausend Schritte war Hannibal von Rom entfernt. Die Armeen standen in Schlachordnung; aber gerade, als sie angreifen wollten, erhob sich ein fürchterliches Gewitter, mit Hagel und Plakregen vermischt, wodurch beyde Heere gezwungen wurden, sich in ihr Lager zurückzuziehen. Den folgenden Tag ging es eben so.

Hannibal sah ein, daß er gegen Rom nichts ausrichten könne, und zog sich daher zurück. Unterdeß wurde Capua von den Römern eingenommen. Dieß schadete den Karthagern bey ihren Bundesgenossen sehr viel; Hannibal kam immer mehr ins Gedränge; die Römer entrissen ihm eine eroberte Stadt nach der andern, und, was das Traurigste war, die Karthager ließen ihn ohne Unterstützung. Dennoch behielt Hannibal beständig die nämliche Fassung, die jedermann an ihm bewunderte, und nichts war im Stande, seinen Muth zu erschüttern. Marcellus hatte ihm den meisten Abbruch gethan, und er achtete daher diesen Feldherrn sehr hoch. Unglücklicher Weise blieb er in einem kleinen Gefechte auf dem Platz. Hannibal betrachtete mit Rührung seine Leiche, zog ihm den Ring vom Finger, ließ seinen Körper mit allen Ehrenbezeugungen verbrennen, und schickte die Asche in einer silbernen, mit einer goldenen Krone gezierten Urne dem Sohne des Getödteten.

Die Römer schickten unterdeß den jungen Scipio, einen jungen Mann von 24 Jahren, als Prokonsul nach Spanien ab. Es gelang ihm, die Gemüther Aller für sich einzunehmen, und fast alle Völker in Spanien traten auf die Seite des edlen, tapfern Scipio, der bald auch Neu-Karthago eroberte, und durch seine jezigen Fortschrit-

te den Todesstreich vorbereitete, den er späterhin dem Hannibalschen Heere versetzte.

Hannibals Bruder, Hasdrubal, eilte seinem Bruder über die Alpen zu Hülfe, wurde aber von dem Consul Claudius Nero gänzlich geschlagen, verlor sein Leben und mit ihm kamen 56,000 Mann um, 5,400 wurden gefangen genommen. Dieß brachte in Rom eine große Freude hervor. Durch diesen Sieg wurde Karthagos Schicksal entschieden, und Hannibal soll bey der Nachricht davon ausgerufen haben: „Unglückliches Karthago, nun erkenne ich, welches dein Schicksal seyn wird!“ Er zog seine Truppen zusammen, und begab sich in einen Winkel Italiens, wo er Hülfe von Karthago aus erwartete. Auch in seinem Unglück war er groß und der Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Scipio ging mit seiner Flotte nach Karthago. Das bedrängte Vaterland rief daher Hannibal aus Italien zu Hülfe. Noch ehe er in Afrika ankam, sah sich der Senat zu Karthago genöthigt, dreyßig aus seiner Mitte an Scipio zu schicken, um Frieden zu bitten. Dieser schlug ihnen folgende Bedingungen vor: Sie sollten alle Gefangene und Überläufer ausliefern; ihre Armeen aus Italien und Gallien zurückrufen; auf den Besiß von Spanien ganz Verzicht thun; alle zwischen Afrika und Italien

liegende Provinzen räumen; alle ihre Kriegsschiffe, bis auf zwanzig, an die Römer ausliefern, 500,000 Scheffel Weizen und 30,000 Gerste nebst einer großen Summe Geldes an sie erlegen. Die Karthager ließen sich alles gefallen, und schlossen mit Scipio einen Waffenstillstand,

Der Befehl, nach Afrika zurück zu kehren, schlug Hannibal Anfangs etwas nieder, und versetzte ihn in den heftigsten Zorn. Mit Schmerz verließ er Italien. Die Truppen, die er mitnahm, waren eingeschifft. Das letzte Schiff sollte Er besteigen. Mit thränenvollem Blicke hing er an dem Lande seines Ruhms, in welchem er eine lange Reihe von Jahren hindurch die angestrengtesten Heldenthaten verrichtet, die wichtigsten Eroberungen gemacht hatte. Mit innigem Schmerz hing sein Auge an dem Lande, bis es verschwand.

Sechzehn Jahre war Hannibal Roms gefährlichster Feind gewesen, und man jubelte daher in dieser Stadt über seinen Abgang, wiewohl man von der andern Seite für Scipio besorgt war, wenn Hannibal in sein Vaterland käme.

In Afrika brach nach geschlossenem Frieden der Krieg zwischen den Karthagern und Scipio wieder los. Hannibal landete mit seiner Armee, und

rückte mit derselben in Eile nach *Z a m a* (vielleicht dem heutigen *Z a m o r a*), welche Stadt fünf Tagereisen von *Karthago* entfernt lag. Er lagerte sich hier, und kundschaftete die Stellung der Römer aus. Von *Scipio* bekam er die beste Meinung, und schlug ihm eine persönliche Zusammenkunft und Unterredung vor, in welcher man von neuen Friedensbedingungen sprechen wollte. *Scipio* willigte darein, und überließ *Hannibaln* die Bestimmung der Zeit und des Orts der Zusammenkunft.

Unter Bedeckung kamen die beyden Feldherren zur bestimmten Zeit zwischen ihren Lagern zusammen. Als sie sich erblickten, blieben sie voll gegenseitiger Bewunderung stehen. — *Hannibal* hielt eine Rede an *Scipio*, die dieser erwiderte. Der letzte verlangte, daß *Karthago* sich auf Gnade und Ungnade den Römern ergeben möchte, wenn nicht, so solle eine Schlacht entscheiden. *Hannibal* wählte das letzte.

Am andern Tage früh rückten die Armeen gegen einander, und machten sich schlagfertig. Beyde schienen sich gleich zu seyn, und zwischen 40 bis 50,000 Mann zu betragen. *Hannibal* stellte vor das Fußvolk 80 Elephanten. Die Schlacht begann. Die Elephanten, durch das Geschrey der Römer stußig gemacht, wollten nicht vorwärts, wendeten um, und brachten *Hannibals*

Heer in Unordnung; die Reiterer an beyden Flügeln wurde in die Flucht geschlagen. Hannibal ließ nun das Fußvolk einhauen; die erste Linie wurde von der zweyten aus Feigheit nicht unterstützt; sie wendete sich um, und stürzte auf diese los, um sich einen Weg zum Rückzuge zu bahnen; man wurde handgemein, und so schlugen sich Karthager mit Karthagern herum. — Die dritte Linie von Hannibals Heere hatte sich noch nicht geschlagen. Mit dieser wollte Hannibal die Römer empfangen. Allein diese zogen sich, an Befehl des Scipio, nachdem sie die zwey ersten Linien der Karthager in die Flucht geschlagen hatten, zurück, und in Eine Linie zusammen. So rückten sie gegen Hannibal, ihm an Zahl weit überlegen, und an Tapferkeit gleich. Es entstand das fürchterlichste Gefecht. Kein Mann wich. Endlich kamen die römischen Reiter zurück, von denen die Karthagischen verfolgt worden waren, und fielen den Karthagern in den Rücken. Ein blutiges Gemefel brachte bey dieser Verwirrung hervor, und sie ergriffen die Flucht. Der Sieg war entschieden. Von den Karthagischen Truppen blieben 20,000 auf dem Schlachtfelde; eben so viel wurden gefangen; 11 Elephanten und 130 Fahnen kamen in die Hände der Römer. Hannibal floh mit einigen Reitern nach Adrumetum, und nahm

das Zeugniß aller Kriegsverständigen mit, daß er an diesem blutigen Tage die herrlichsten Feldherrntalente gezeigt habe. Von Udrumetum kam er nach Karthago. Er erklärte dem Senate, daß jetzt kein anderes Rettungsmittel sey, als um Frieden zu bitten. Dieß geschah. Scipio legte die härtesten Bedingungen vor; auf Hannibals Rath wurden sie eingegangen, worauf Scipio seine Truppen nach Sicilien einschiffte, und sich von hier nach Rom begab, wo er den prächtigsten Triumphzug hielt, und von nun an den Beynahmen „des Africaners“ erhielt.

Karthago bedurfte in diesen bedrängten Umständen eines einsichtsvollen, entschlossenen Mannes. Aller Augen fielen auf Hannibal. Er wurde, nebst seinem Bruder Mago, an die Spitze des übrig gebliebenen Heeres gestellt. Dieß mißfiel den Römern, und die Karthager; wollten sie mit ihnen in Frieden leben, sahen sich genöthigt, beyde Brüder von dem Heere abzurufen.

Hannibal erhielt nun eines der ersten Staatsämter; er wurde Prätor, und bekam ein neues Feld zu nützlicher Wirksamkeit. Auch auf diesem Posten zeigte er sich als Mann, schaffte viele Mißbräuche ab, und ließ sich durch die Feinde, die er, als ausgezeichneten Mann, in Menge hatte, in seinem edlen Eifer nicht irre machen. Diese

niedrigen Seelen schrieben nach Rom, und suchten ihn dort verhaßt zu machen; besonders suchten sie durch die Versicherung, daß er mit dem Könige von Syrien, Antiochus, geheime Einverständnisse unterhalte, ihn verdächtig zu machen. Die Römer waren sehr geneigt, dieß zu glauben, da sie von jeher Hannibals nichts Gutes zutrauten. Scipio erklärte sich, als edler Mann, dagegen, daß man sich mit den Feinden Hannibals in Einverständnisse einlasse; aber die Gegenparthey drang durch, und es wurden Gesandte nach Karthago geschickt, die Hannibals bey dem dortigen Senate anklagen sollten. Diese suchten zwar die Absicht ihrer Sendung zu verbergen, allein Hannibal errieth sie leicht, und fand es für das rathsamste, sich durch eine schnelle Flucht zu retten.

Die Gesandten aus Rom brachten den Senat zu Korinth dahin, daß er beschloß, Hannibals sich zu bemächtigen allein, da man ihn aufsuchte, war er bereits zu Tyrus, wo er mit allgemeiner Achtung aufgenommen wurde. Von hier begab er sich nach Antiochien, in Syrien, wo er den König Antiochus anzutreffen hoffte. Dieser war nicht mehr hier; Hannibal fand ihn aber zu Ephesus, in großer Verlegenheit, ob er sich mit den Römern in einen Krieg einlassen solle oder nicht. Hannibals Erscheinung beruhigte ihn, und es war

jezt nur davon die Rede, wie der Krieg am besten geführt werden sollte. Hannibal, der von ihm mit der größten Auszeichnung behandelt wurde, rieth ihm, den Krieg mit den Römern in Italien zu führen, und bath sich von ihm nur 100 Schiffe mit 10,000 Mann Fußvolk und etwa 1000 Reitern aus. Der Plan, den er dem Könige vorlegte, verrieth tiefe Einsicht, und wurde von diesem bewundert und angenommen. Hannibal wollte die Karthager zu einem neuen Aufstande gegen die Römer bewegen, und schickte deshalb einen gewissen Aristo nach Karthago. Dieser fand aber dort keine gute Aufnahme, und mußte heimlich flüchten. Die Hofleute des Antiochus suchten, aus Eifersucht, ihren Herrn gegen Hannibal einzunehmen, und ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die Römer merkten die Absichten des Antiochus, und schickten eine Gesandtschaft nach Ephesus, welche so oft als möglich mit Hannibal zusammen zu kommen suchte. Dadurch wurde Antiochus mißrauisch gegen Hannibal, und entzog ihm seine Achtung. Durch eine freymüthige Erklärung gewann er dieselbe zwar wieder, verlor sie aber, durch die Verleumder seiner Gegner, zum zweyten Mahle.

Antiochus fuhr mit viel zu geringer Macht nach Griechenland, und nahm zwar Hannibal mit,

bediente sich aber selten seines Rathes, oder befolgte ihn doch, zu seinem großen Schaden, nicht. Der von seinen Höflingen getäuschte König kam ins Gedränge, wurde geschlagen, und am Ende gezwungen, mit den Römern unter harten Bedingungen Frieden zu schließen. Eine derselben war Hannibals Auslieferung. Dieser flüchtete sich daher nach Kreta.

In Gortynä, auf der Insel Kreta, drohte ihm neue Gefahr. Er führte große Schätze an Gold und Kostbarkeiten bey sich; die Kreter waren habfüchtig, und er fürchtete, von ihnen beraubt zu werden. Er sicherte sich durch eine List; füllte mehrere große Gefäße mit Bley, und bedeckte sie oben mit Gold und Silber; in Gegenwart der Vornehmsten der Stadt ließ er sie in den Tempel der Diana bringen, deren Schuß er sie vertraute. Seine Schätze hingegen versteckte er in hohle Bilder von Erz, die er in seiner Wohnung frey da stehen ließ, so, daß niemand auf den Gedanken kam, es wäre Gold und Silber darin. — Die Gortynier bewachten die vermeintlichen Schätze im Tempel und bekümmerten sich um Hannibal wenig.

Er begab sich nun zu dem Könige von Bithynien, Prusias, der ihn mit vielen Ehren aufnahm, und ihm Schuß versprach. Diesen König

suchte er mit mehreren Fürsten gegen die Römer zu verbinden, vorerst aber den König von Pergamus, Eumenes, einen Feind von Prusias und Anhänger der Römer, zu demüthigen. Prusias gab ihm eine Flotte, die aber bey weitem nicht so stark war als die des Eumenes. Er suchte sie durch List zu überwinden; ließ viele Schlangen in Gefäße sammeln, und befahl, sie auf die feindlichen Schiffe zu werfen, wenn man mit ihnen zusammen stiesse. Die List gelang; die Schlangen, über die man Anfangs lachte, brachten auf den feindlichen Schiffen große Verwirrung hervor; Hannibal gewann die Schlacht, und Eumenes entkam nur mit Noth.

Prusias war ein veränderlicher, schwachherziger Fürst, und Hannibal hielt sich bey ihm nicht für sicher; er lebte daher gewöhnlich entfernt von dessen Residenz, nicht weit vom Meere, in einem Flecken, wo er ein Haus besaß. In diesem befanden sich zwey unterirdische Gänge, die alle in Hannibals Zimmer führten. Einige Gesandten, die Prusias nach Rom geschickt hatte, waren von L. Quintus Flaminius zu Tische eingeladen worden; im Gespräche erzählte einer von ihnen, Hannibal befinde sich jetzt in den Staaten ihres Königs. Flaminius zeigte dieses dem Senate an, und dieser, der die Republik für unsicher hielt, so lange Hannibal frey wäre, schickte Gesandte

nach Bithynien, welche die Auslieferung Hannibals begehren sollten. Prusias soll Anfangs Vorstellungen dagegen gemacht haben; da man aber darauf bestand, erlaubte er den Römern nicht nur, sich Hannibals zu bemächtigen, sondern gab ihnen auch einige Leute mit, welche ihnen seinen Aufenthalt zeigen sollten.

Ein Diener Hannibals, der die Wache vor dem Hause hielt, eilte mit der Nachricht zu ihm, daß bewaffnete Leute sich naheten. Hannibal befahl, die geheimen Gänge zu untersuchen; er erhielt die Nachricht, daß das ganze Haus umzingelt sey. Auf diese Weise war alle Hoffnung, sich durch die Flucht zu retten, verschwunden. Hannibal wollte lieber sterben, als sich seinen Todfeinden gefangen ergeben. Er hatte auf diesen Fall schon lange Gift in Bereitschaft. Auch im Tode noch Held, leerte er den Giftbecher, und starb, nach einigen im 65ten, nach andern im 70. Jahre seines thatenreichen und beschwerdevollen Lebens.

VI.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wer kennt Gellerts Namen nicht, und wer, der seinen Charakter und seine Verdienste kennt, nennt ihn nicht mit Hochachtung und Liebe? Unter den besten, verdienstvollsten Männern Deutschlands nimmt er unstreitig einen der ersten Plätze ein. Aber dessen ungeachtet war auch sein Leben mit großen Leiden durchflochten. Er ertrug sie auf eine musterhafte Weise, und verdient, christlichen Duldern als Vorbild aufgestellt zu werden.

Gellert wurde im J. 1715 zu Hainichen, in Sachsen, geboren. Sein frommer Vater war daselbst evangelischer Prediger, und erzog seine dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geitze entfernten Sparsamkeit. Seine rechtschaffene Mutter war immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer unge-

häuchelsten Frömmigkeit gleich in ihrer Kindheit einzufröhen, und sie ihnen so wohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eigenen Beispiels angenehm und lebenswürdig zu machen, und erwarb sich durch ihr gutes, sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidige und wohlthätige Menschenfreundinn, an ihrem Orte ein gesegnetes Andenken.

Gellert, der sich den Wissenschaften widmete, machte seine akademischen Studien in Leipzig, wohin er auch im Jahre 1741 einen Weiter, den er zur Universität vorbereitet hatte, begleitete, um dort die Aufsicht über ihn fortzusetzen, und selbst noch weiter zu studieren. „Ich hatte wenig, sagt er selbst, als ich Leipzig zum zweyten Mahle besuchte, aber Gott hat mirs auch nicht einen Tag mangeln lassen. Ich erinnere mich, bey dem Anblick dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott wenn es ihm gefiele mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, wiewohl ich damahls an weiter nichts dachte, als in Leipzig fortstudieren zu können.“ Er entschloß sich, an der Universität dieser Stadt als Privatlehrer akademische Vorlesungen zu halten. Diese fanden nicht wenig Beyfall. Außerdem beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, die von dem Publikum sehr

wohl aufgenommen wurden. Seine Fabeln, seine geistlichen Lieder, seine Schauspiele und andere Schriften verbreiteten sich nach allen Seiten hin sehr stark, und erwarben ihm in und außerhalb Deutschland so großen Ruhm, daß viele Personen aus den höchsten Ständen ihm die rührendsten Beweise von Wohlwollen gaben, und seine Bekanntschaft und Freundschaft suchten. Mehrere seiner Werke wurden nach und nach in fast alle lebenden Sprachen Europas übersetzt.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäftigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studierenden. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und dort studierte, so großen Beyfall, daß derselbe mit um den Ruhm der Aufmerksamkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Als er im J. 1751 das Amt eines außerordentlichen Professors der Philosophie erhielt, erweiterte sich sein Wirkungskreis, und sein Einfluß auf die Verstandes- und Herzensbildung der akademischen Ju-

gend, so wie auf die Lesewelt, als Schriftsteller, war außerordentlich groß, und der Name G e l l e r t allgemein ein hochgefehrter Name.

Unter so edlen, gemeinnützigen Bemühungen war G e l l e r t s Leben schon lange durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Dieses Uebel hatte bereits seit dem Jahre 1752 besonders im Sommer angefangen, seine Seele mehr als sonst zu verwunden. Er hielt zwar immer eine strenge Diät, und war vorsichtig in seiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; dennoch waren seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquikte. Seine Brust litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte seines Geistes wurden von der beschwerlichsten körperlichen Verdrossenheit zu allen seinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand selten die Munterkeit, welche einen gesunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Lebens zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines stechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß schien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt

hatte, gegenwärtig zu machen. Wie sehr er auch seine Phantasie durch Vernunft und Religion zu beherrschen wußte, so erfüllte doch dieselbe seine Seele mit lauter traurigen und schwarzen Bildern, und erregte Vorstellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten seiner vorzüglichen Wahl und Liebe schienen vor seinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelassen ist, kämpft mit seinen Leiden und sucht sie standhaft zu ertragen. Er hütete sich deswegen sorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt daß ihn seine Schwachheit hinderte, seine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachlässigten Übungen der Gottseligkeit und Andacht nach seinem Wunsche zusammenzuhalten, sie vor Zerstreungen zu bewahren, und diese Pflichten mit voller Lust und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunst und Hülfe der Ärzte linderte sein Übel nur selten; der Gebrauch sowohl des Sauchstädter Bades, als des Karlsbades, welches er zwey Jahre nach einander, als 1753 und 1754 besuchte, verschaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er sich davon versprochen hatte. „Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtschaffene Doktor Tilling in Annaberg begleitete, schreibt er von seiner zweyten

Reise, war nicht angenehm. Gleich nach den ersten Tagen kam der Wunsch in mein Herz, wieder wegzureisen und verließ mich nicht. Zilling hat mir viel Freundschaft erwiesen, die ihm Gott vergelten wolle! Indes sey dem, der mir Leben und Kräfte zu dieser Reise verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Gesundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, sey Ehre und Herrlichkeit!"

Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, seine Gesundheit leidlich, wenn er gleich die schwermüthigsten Angstlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunst überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend noch die sonst so heilsame Bewegung kleiner Reisen, wodurch er sich aufzuheitern suchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geschäften, noch die Zerstreuung des Gemüths durch verschiedene neue Bekanntschaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn so sorgfältige Achtung und Liebe seiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormahligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Übel zuweilen zu ruhen schien,

wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monathe erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm sogar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu versagen schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtung ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Übungen des Gebeths suchte; desto eifriger war er, und beynabe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Frömmigkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäften zu verhüten. Deswegen befließ er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Huth wider die Empfindlichkeit, welche sein stilles Leben zu begleiten pflegte, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unablässig bemüht war, beschwerlich würde, damit auch unter seiner unwillkührlichen, bloß körperlichen Verdrieß-

lichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirne, in seinem trauernden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinen Nebenmenschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Äußerliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Namen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebeth für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine

Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer, den Wunsch, stärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben, in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich durch seine hypochondrische Unlustigkeit nie, weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufes abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher, als die Mühe, die er anwendete, über die Zerstreungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachlässigkeit darin die Vergrößerung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu ma-

den, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprünge zu erstickten. Das Gute, was er that, wünschte er bloß aus Überzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun, sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommener in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, Andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäftig als begierig, unordentliche Leute zu gewinnen, und sie von den Ausschweifungen, die sie begingen, oder zu begehen in Gefahr waren, abzuführen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn,

als das Vergnügen, daß ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigen Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Action seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Ältern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufsicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Gesinnungen derjenigen, die er unterwies und gebessert hatte, und die stärksten Versicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröstungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem stillen Herzen und in gelassener Ergebenheit zu leiden, und in seinen eifrigen Bestrebungen nützlich zu werden, nicht zu ermüden. Die Vorsehung, die er mit so ernstlicher Gewissenhaftigkeit stets vor Augen zu haben suchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtschaffne Gelehrte oft Andern nützlich werden, ohne es selbst zu wissen, oder auch nur vermuthen zu können: so machen auch zuweilen ihre Verdienste auf edelgesinnte Herzen so wirksame Eindrücke, daß sie dadurch zu den schönsten Handlungen der Dankbarkeit und Wohl-

thätigkeit gereicht werden. Gellert hat davon verschiedene ihm sehr angenehme Erfahrungen gemacht. So schrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von Craussen, an ihn, und versprach ihm aus Achtung und Liebe einen ansehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürsten Ehre machen würde, und als Gellert solchen mit eben so viel Dankbarkeit als Bescheidenheit von sich ablehnte, so ertheilte sein großmüthiger Freund denselben seiner alten, ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein so zärtlicher Sohn unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines Lebens rechnete. Wenn er davon sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen Mannes gegen seine Tugend war. So selten eine solche Güte des Herzens ist, so selten ist auch die Dankbarkeit, womit ein junger Preussischer Offizier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte. Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte schon lange gewünscht, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeigen zu können.. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen, suchte er ihm bey sei-

nem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gemacht hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymahl bey einem vertrautem Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. Ach! sing er auf einmahl mit einer schambhaften Offenheit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. „Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde, dem Grafen von B., meldete, drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nicht den geringsten Dienst erwiesen habe?“ — Nun ich ruhe nicht; Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. Ich, fährt Gellert in seiner Erzählung fort, ich nahm das Geschenk, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore

Nun erschrak ich zum zweyten Mahle. Dieses frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld, (nein, das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seele) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, der Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott dachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütz wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer inummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gerne wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, daß nicht unter der göttlichen Regierung steht. Sollst du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärst du! wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster, und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die

Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bath mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormahligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet; er will als ein Soldat sterben, weil er einmahl gelernt hat, was zu diesem Stande gehört."

Sellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit, lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsternheit und Schwere seines Hauptes und über beschwerlichere Anfälle seines Übels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen die-

fer Art seinen Muth aufrecht, und stärkten ihn in seinem Bestreben, geduldig zu bleiben, und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beschäftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit. Seine einsamen Spaziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Absicht, ihn durch ein beständiges erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines, mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu machen. Er bestrebte sich durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Übungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein

selbst zu haben, sondern auch andern mitzutheilen. „Lassen Sie, schreibt er an einen seiner edlen Freunde, das Geräusch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weiß, wie viel dazu gehört, unter tausend Verführungen dem Ehrgeiß und der Wollust zu widerstehen; aber ich weiß auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf. In seinen lebhaftesten Jahren, im Angesicht des Hofes hat er über den falschen Reiz der Wollust und der betriegerischen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewissens triumphirt! Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit sich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts Schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen suchen, und in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es gibt elende Geschöpfe, die unsere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es gibt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe

zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das Sie hochachtet und liebt; das Sie gerne ewig lieben und bewundern will." Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Kritik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde seines Verdienstes, die nicht allein den innern Werth seiner Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter seines Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf Gellerten nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weiß nicht, in welcher Schrift, sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Niedlichkeit seiner Gesinnungen angegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit

zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Überwindung kostete. „Ich will, schreibt er in seinem Tagebuche, die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten.“ In einem Briefe 1755 sagt er von diesem Angriffe: „Der Baron von * soll der Verfasser der Schrift seyn, worin ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gerne begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andere kein ehrlicher Mann wäre? O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran denke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelassenheit! die Geduld! Doch was wären sie, wenn sie nicht so viel kosteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Psalmen wünsche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, so bemühe ich mich zu denken, daß selbst unser Feind uns weise machen soll.“ Mancher auf gleiche Weise beleidigter Schriftsteller schweigt, weil er seinen Tadler verachtet; Gellert schwieg, ohne gegen einen solchen Angriff gleichgültig zu seyn, weil er dadurch aufgefordert zu werden

glaubte, sich in der Gelassenheit und Demüthigung seiner selbst zu üben.

Die Unruhen des großen Krieges, der seit einiger Zeit 1757 den größten Theil von Deutschland und andere benachbarte Reiche seine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Versuches, ob er sich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande seine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er seine Arbeiten, die seither seine Seele in einer beständigen Anstrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Kammerherrn von Zettwitz zu gehen, um sowohl des Umgangs dieses Herrn und seiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Witzthum, seiner Gemahlinn, und seiner Familie zu genießen, deren ihnen so rühmliche und so beständige Freundschaft er unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Als er in ihrer Gesellschaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er sich bey einem späten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu seinen geliebten Freunden gehörte. Die Folge der Er-

Kältung war ein heftiges Seitenstechen, welches von einem so starken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er selbst, sondern auch seine Freunde Ursache hatten, seinen Tod zu befürchten. Allein er sollte der Welt noch länger dienen, und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorsehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beystand, die sorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieser Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geschicklichkeit seines Arztes, des Herrn Doktor Springsfeld aus Weisensfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die Bothen, welche, dieses geliebten Kranken wegen, dahin geschickt wurden, auf keine Weise aufhalten zu lassen, die zärtlichste Besorgniß seiner Freunde, die ihn von Leipzig aus besuchten, waren Wohlthaten, die sein Herz mit inbrünstiger Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. „O, mein Liebster, schrieb er an einem Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom

Himmel stärkt! Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieses neu geschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verschwunden seyn!“ Mit dergleichen Gesinnungen nahm er das Leben zurück, das er schon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem seinigen, welcher schon seit so vielen Jahren gelitten hatte, konnte sich von einem solchen Angriffe nur langsam wieder erholen, und völlig erholte er sich nie davon. Mit seiner zurückkehrenden Gesundheit erneuerte sich auch sein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größere Erleichterung dieses Übels vorher sah, entschloß er sich wieder nach Leipzig zu gehen, und sich seinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlassen.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft erhielt er 1758 die Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde, des Baron von Cronegk, dessen Verlust ihm um so empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. „Cronegk, schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage

gereist war, an den Grafen M. v. Br., unser Cronegk ist uns den ersten Tag in diesem Jahre entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt! Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete, und weinte! Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende vorausgesehen, und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Tod-
 bette noch an verschiedene seiner Freunde in Ans-
 spach geschrieben, und zugleich selbst eine Ver-
 ordnung aufgesetzt, in welcher ich seinen Geist mehr
 bewundere als in seinen besten Gedichten. Nach
 dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft
 und die Summe in drey Theile getheilt. Einen
 erhält sein erster Hofmeister, der Hofkaplan N a b e,
 den andern U z, der Dichter, und der dritte soll einige
 Hausarmen erquicken. Der Bediente empfängt einige
 hundert Thaler, sein Glück zu machen. Mir hat er sein
 Potrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen.
 Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes
 hängt jetzt vor meinen Augen, und soll die Stelle
 eines liebevollen, anmuthsvollen Freundes vertre-
 ten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist

dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbethung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf der er so rühmliche Fußstapfen eingedrückt hat.“ Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Ernegk; auch in seinen Vorlesungen, worin er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eigenen Stande desto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.“

Seine beschränkte äußere Lage besserte sich. Er erhielt nicht nur eine ordentliche Professur, sondern verschiedene seiner Verehrer vermehrten durch Beweise einer edlen Wohlthätigkeit sein Einkommen.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperli-

chen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden ließen ihn in eben den Jahren, wo er alles zu haben schien, was ein so bescheidener Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten, oder begehren möchte, zu keiner auffallenden Freude kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höheren Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein Körperliches Übel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genuße dieses Glückes auch ein gewisser Grad von Gesundheit, die ihm fehlte, erfordert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieses als eine der vornehmsten, daß er durch seine Kraft vor vorseßlichen Unordnungen des Herzens und des Le-

bens bewahrt worden war. Gleichwohl schien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung seiner selbst über seinen geistlichen Zustand nicht genug zu seyn, weil er seinem Gebethe, seinen Übungen der Gottseligkeit, seinen Gedanken an die Ewigkeit, seinem Glauben und seinem Bestreben nach der innern Unsträflichkeit, seiner Seele mehr Eifer und Stärke wünschte, als er bey seiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigstens erlaubte sich ein solches Urtheil niemahls, sondern hielt eine gewisse Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geistlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten seiner Seele, als für Wirkungen seines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moralischen Beschaffenheit dieses Mangels von Lebhaftigkeit in seinen Empfindungen ihn zu einer Nachsicht gegen sich selbst verleiten möchte, welche seinen Bestrebungen nach einer größern Vollkommenheit darin nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, sich in einer beständigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an sich selbst zu bemerken glaubte, zu erhalten. Diese Bemühung aber, die ein beständiges und oft schmerzhaftes Gefühl seiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth seiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche

er an sich wahrzunehmen glaubte, vermehrten sich mit seiner Aufmerksamkeit auf seine Gedanken, und sogar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen seines Herzens. Er sah in der Vergleichung derselben mit den Forderungen der Religion mehr auf diese, als auf seine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit sich selbst unzufrieden. Er hatte zwar, wenn sein Körper wenig litt, heitere Stunden und in diesen auch stärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß, wenn er auch die Last seiner Leiden noch so sehr empfand, dennoch Gesicht und Stimme sich gleich veränderten, und stark und heiter wurden, sobald man das Gespräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er sich nicht, solche Veränderungen als ein günstiges Vorurtheil für seine moralische Rechtschaffenheit anzusehen, wenn ihm in seinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Diese Härte wider sich selbst war vielleicht übertrieben, sie war aber wegen der Quelle, woraus sie entsprang, ehrwürdig. Da er indes bey dieser Strenge seine Hoffnung, immer besser zu werden, nicht auf seine Stärke, sondern auf die göttliche Gnade gründete, so sicherte ihn dieselbe vor der Gefahr, sich für vollkommener zu halten, als er sonst wohl hätte glauben können. Sie be-

wahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meinung von sich entspringen, und seine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beschäftigung mit dem, was dem Menschen allezeit das wichtigste seyn sollte, wurde dadurch gestärkt, und er ward um so viel vorsichtiger bey allem, was er sich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was sie einem jeden seyn sollte, sein liebstes Buch. Was er in diesem göttlichen Buche, was er in andern geistlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst, und suchte dadurch seine Gesinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich sein Gebeth nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er sich wünschte, so unterließ er dasselbe doch niemahls darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey sich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß sein Geist nicht Stärke genug hätte; so machte er sich zur Regel, öfter zu bethey, wodurch seine Fertigkeit in diesem der christlichen Rechtschaffenheit so heilsamen Geschäfte eine neue Stärke erhielt. Alle diese Bemühungen siegten freylich nicht über alle Bekümmernisse, zu dem ein beständiger Anlaß und Reiz in seiner Hypochondrie war, sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung seiner Pflicht.

ten. Vielleicht haben wenige Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenige Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichen Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, das anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für denjenigen seyn könne, die mit ähnlichen Übeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieß erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den letzten fünf Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude gränzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeigt sich, ob er gleich selbst nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind,

weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängstigungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darin fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltener solche schwermüthige Vorwürfe, als er sich vordem so oft gemacht hatte. In den darin geäußerten Gesinnungen herrscht immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er selbst thut sich niemahls genug. Allein er eignete sich bey der Empfindung seiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuversicht zu; er betrachtete seine Bekümmernisse als Leiden, die er mit Geduld tragen soll; er sagte sich selbst zum Troste, daß sein Glaube wohl schwach, aber doch aufrichtig sey, und ermunterte sich dadurch zum Kampfe wider alle aufsteigende Furcht, weil Gott auch einen schwachen Glauben annehme, und mehr auf die Niedlichkeit als auf die Größe desselben sehe. Ueberdies bemerkte er ausdrücklich bey sich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und seiner Wohlthaten als sonst, und forderte

sich auf, getrostem Muths zu seyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil sein Erlöser ein treuer und mitleidiger Hoherpriester sey, welcher das Verwundete heilen, und das Schwache warten wolle. Besonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmahle der Erlösung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für sein Herz. „Ich preise, sagt er selbst, die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir gewesen ist. So schwach auch meine Vorbereitung zu dieser ehrwürdigen Handlung gewesen war, so habe ich doch keine Zerstreung oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhigt hätten; ich habe mit Ernst bethen, und die Predigt mit Aufmerksamkeit hören können, und ich tröste mich bey allem meinem geistlichen und leiblichen Elende des Wortes seiner Gnade und bin gewiß, daß ich bey Gott durch Jesum Christum und seinen Geist Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend, und die Hoffnung des ewigen Lebens habe.“

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung seiner körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzneyen. Seine Freunde riethen ihm,

den Gebrauch des Karlsbades noch ein Mahl zu versuchen, weil doch seine Gesundheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewegung sowohl als die Zerstreung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763 dem freundschaftlichen Rathe seiner Ärzte. Die Brunnenkur war ihm auch dießmahl nicht nachtheilig, obwohl er sich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen konnte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem erhabensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften sie schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er darin von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften macht, so unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich, schreibt er, freuen Sie sich mit mir, liebste Freundinn! Ich bin nach sieben Wochen glücklich aus dem Karlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausspruche der Ärzte, meiner Gesundheit schuldig war, und also mein

Gewissen befriedigt; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur, oder andere Mittel, zu meiner Erleichterung zu segnen; so ist es eine unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Übel ganz, oder wenigstens zum Theile, zu befreien: so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden; und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrllich. — — Eine der ersten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlich danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebethe für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und dieß verstärkte meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor Andern genießen, zu erfreuen, und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie wir es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Karlsbade machen? — Eine umständliche Erzählung? — Das wird schwer halten.

Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehn, auch fünfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken; bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalb Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen, und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolate getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neugierde, oder auch aus Liebe mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentinn, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdiges in meinem Journal des Karlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredun-

gen von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Karlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweint habe."

„Aber Ihre neue Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoisell, aber nicht genau schildern. Denn zu Schilderungen gehört eine aufmerksame Beobachtung; und Sie wissen wohl, daß bey Brunnencuren scharfes Denken verbothen ist. Einer meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit

zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. O, sagte er einmahl zu mir, als er mich in der Allee fand, ich käme oft gerne zu Ihnen; aber ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermahl fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey — — die Schlacht bey Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ansehe. — Damahl habe ich ihn das erste Mahl lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er both mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war; ließ meistens weiche Speisen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich von

Herzen heraus reden, und redte selbst so; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hatte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Überdies liest er auch gern. Was geb' ich Ihnen denn, fing er einmahl an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, daß ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonischen Regiment Lieutenant ist, bath mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließ. Der möchte gern noch studieren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er in Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee; und niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen. — — Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — — Leben Sie auch wohl,

liebster Herr General, Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben."

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U***, einen einsichtsvollen, erfahrenen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen, und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte, und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach."

„Der Graf Th., sein Schwiegersohn, ein junger, gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete die Bekanntschaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S*** aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S*** hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, sagte er, ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu, und sagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Gespräch mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich so oft besucht als dieser Graf Th*, niemand mir täglich so viele Gefälligkeiten erwiesen, und andre so sehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, sagte er, meiner Kaiserinn sagen, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bath mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben Sie ja alle, oder können sie doch,

wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied nahm, fing es heftig an zu regnen. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet; so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig studiert hätte! Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolate und keinen Caffe trinken sollte; und sogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolate. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben so sehr.“

„Der General Z**, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern sprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er seinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen, und bloß für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm.“

Der Herr von Z**, aus Schlessien, der kränk-

ste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht; und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber, in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen, und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monathen kein Fleisch; zuletzt keinen Bissen Brod mehr; und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und drey mahl, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bade-Medici gegangen: so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen, insonderheit in der Brust litt, und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken über die Kroaten mochte ihm wohl in seinem drey und sechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg? sagte er bey seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, Franker und theu-

erster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete die Hände, und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.“

„Und weiter sollten auch meine Nachrichten nicht gehen, als bis auf diesen Kranken. Sehr viele, die ich da gesprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünscht, und mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedankt. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützliger Autor zu seyn, sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!“

„Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Ältern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herrn Z**, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste. Leipzig den 25. August 1763.“

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764 nicht besser geworden, sie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun sein Körper noch Kräfte zu haben schien, die Wir-

kungen desselben auszuhalten, so urtheilten die Ärzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da sein Übel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien. Er ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden; allein auch diese Reise war für seine Gesundheit vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaft des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten.

Gellert, der gern that, was er nicht allein für Pflicht hielt, sondern auch andre für seine Pflicht erklärten, hatte diese Reise mehr aus Gehorsam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung seiner Leiden zu erhalten. Er versprach sich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er sonst gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß sich seine Kräfte täglich mehr verlohren. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondere Anstrengung, weil er seiner immer fortdauernden Beschwerung wegen mit keinem freyen und heitern Geiste zu seinen Geschäften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Besten so sparsam umzugehen, als möglich war, schränkte

er sich auf den Umfang von Kenntnissen ein, die er schon seit verschiedenen Jahren in seiner Sphäre erlangt hatte, suchte sie aber seinen Zuhörern so nützlich zu machen, als nur von einem so treuen und gewissenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte sich gar nicht; denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre war nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn, hatte er das Ehrwürdige und Väterliche eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhörte, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weiß, mit welcher einem Beyfalle und Eindrücke er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten, vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765 bis 1769 gehalten hat. Die Ehr-

nen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Inhalt und der sanfte Reiz seines Ausdruckes, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstin, seine Frau Mutter, versicherten ihm ihre Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767 so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdische Freuden geschwächt war. Seine 1768 immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmahl den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studierenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe, und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben wünschte und suchte, so betrübt war

er, wenn er sie auf Abwege gerathen sah, vor denen er sie mit allem Ernste und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und Vaters warnte. Die Studierenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe zu ihm.

Man wünschte seine Vorlesungen über die Moral gedruckt, und er willigte darein. Doch Gellert erlebte die Ausgabe eines seiner schätzbarsten Werke nicht. Seine Kräfte waren erschöpft. Er wurde schon lange mit schmerzlichen Verstopfungen beschwert; immer mußte die Kunst der Schwachheit seines Körpers zu Hülfe kommen; aber diese Hülfe vermehrt je nöthiger sie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche sie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769 äußerte sich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absonderungen mit den schlimmen Folgen, welche sie zu begleiten pflegen. Seine und Hebenstreit, beyde seine eifrigen Freunde, beyde erfahrene Ärzte, eilen zu ihm; versäumen nichts, was die Kunst vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienstvoller Lehrer, der außer seinen tiefen Einsichten in alle Theile ihrer Wissenschaft, selbst seiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt seine Bemühungen mit

den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erstorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zitterten vor dem Verluste, mit dem sie bedroht werden. Allein die Zeit seiner Be-
lohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich, vielleicht zum erstenmahl mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in seinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach seinem eignen Geständnisse gegen seine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorge, daß es ihm schwer werden möchte, die Schrecken desselben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Christ von sich denkt, desto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht nur ein körperlicher Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährtin seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmer-

nisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Ärzte ihre Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielt er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostkommisarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesternlichsten Sorgfalt pflegte, und mit Doctor Heine, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondere Unterredung über die Herausgabe seiner noch übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendigt hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damahls großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblöste sein zum Theil schon

graues Haupt, und bethete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht, mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott und mit einem ganz an den Himmel gehefteten, so heitern und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem bethenden Erzvater, und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühte sich, alle die besondern Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; besonders erinnerte er sich der Nahmen aller seiner noch lebenden Freunde, und empfahl sie in seinem Gebethe der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besondern Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebeth verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Inbrunst, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit diesen lebenden Freunden gesprochen und gebethet hatte,

sank er auf sein Kissen zurück, in der Stille seine Betrachtungen fortzusetzen, und sich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu seiner besonderen Privaterbauung erwählt hatte, mit seinem würdigen *Thalemann*, vorzubereiten, weil er noch einmahl aus seinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich sogleich von seinem Tode, und sprach davon mit einer Gelassenheit, der von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihn die Liebe des Erlösers und ihre Größe vorhielten. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden, rief er, von ihrem Gefühle besonders durchdrungen, aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern, als in der Gnade seines Erlösers suchte, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. Sogleich eignete er sich diese Versicherung zu und sagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, daß du auch mich als den Deinigen lieb hast! Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr,

daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu bethen. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja! antwortete der theure Kranke, doch sind meine Leiden erträglich. Als darauf sein Freund zu seinem Troste hinzusetzte: Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch jetzt als ein Christ leiden; die Religion hat Sie im Leben gestärkt; sie wird Sie auch im Tode unterstützen, antwortete er: Ach! mein lieber Freund, ich bin ein schwacher Mensch; ein armer Sünder, bethen Sie für mich, daß ich nicht in Versuchung falle. So aufrichtig dieses Geständniß, und so ernstlich seine Bitte war, so gewiß war er doch auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten H e y e r, der ihn zu besuchen eilte, sobald er seine Gefahr vernommen hatte, sagte er: Das ist ja gewißlich wahr und mir ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todtbette. Aber, fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort, mir ist Barmherzigkeit widerfahren. — Barmherzigkeit widerfahren! dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich jetzt lebe und sterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser

Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äußerst kläglich war; so sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherung der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhaftesten Inbrunst zu, und forderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinem Lehrer zu wiederholten Mahlen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm jetzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden, dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit bey sich bli-

cken, da sich doch dieselbe selbst bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Ärzte versuchten indes alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als ein Mal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, *Demiani*, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrensten Ärzten dieser Universität, gegen welche er sein Vertrauen ausdrücklich bezeigte, alles, was noch etwa zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu versuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. *Gellert* überließ sich allen Bestrebungen der Kunst, die seine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewunderungswürdigen Gelassenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden sechzehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wissenschaft und der Fleiß der Ärzte, noch der Eifer der Freundschaft, der sie begeisterte, noch die Fürsorge seines guten Fürsten konnten das Leben,

dessen Verlängerung jedermann so aufrichtig und so sehnlich wünschte, auf seiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäftigte er seine Gedanken mit dem Schmerze seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Vergnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er seine Leiden beynähe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen gibt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, setzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihm seine Freude darüber zu weit führen möchte, verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch sogleich helfen wollen; meine Hülfe kommt vom Herrn. Die Versicherungen, die ihm *Demiani* von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er bethete mit der erkenntlichsten Inbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für sein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter seinen Leiden immer an die Lei-

den des Erlösers zu denken, und darin seine Beruhigung und Erhohlung fand, so wiederhohlte er auch jetzt bey dieser Gnadenbezeigung seines Fürsten die Betrachtung, die er schon bey andern Merkmalen seiner Güte angestellt hatte, daß er als ein Unterthan von seinem Herrn so viel Mitleid genösse, da doch sein Heiland von den Menschen nicht einmahl hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmahl, als seine Schmerzen aufs höchste zu steigen schienen, seufzte er: ach, welche Schmerzen! setzte aber gleich hinzu: doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den seinigen verspehet, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürst! So wechselte immer das Lob der Versöhnung mit dem freudigsten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebethe um seine Gnade und um die Vollendung seiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, besonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der lieblichsten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andere Hülfe von ihnen, als ihr Gebeth und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Inbrunst bethen konnte. Ich kann nicht viel mehr fassen, sagte er in seinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen des Erlösers zu; wenn ich

den nennen höre, so fühle ich neue Kraft und Freudigkeit in mir. Woll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquicket wurde, daß er seine Gebethe für seinen Fürsten, für seine gegenwärtige und abwesende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederholten, und sie noch ein Mal mit Nahmen segnen konnte. Diese Wünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitz seine Hände und antwortete: Nun Gottlob! nur noch eine Stunde! wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitz auf die Seite, bethete in der Stille unter der Einsegnung *Thalemanns* und unter dem Gebethe seiner um sein Bette herumstehenden Freunde und entschlummerte (den 13ten Dezember 1769). Dieses stille Einschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison

noch mit Worten sagen konnte: So stirbt der Christ, und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundin, welcher er Addison's Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie überglücklich wäre ich!

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben werden kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der allgemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit und zu guten, edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige.

VII.

H ö l t y u n d K l e i s t.

Zu Schnepfenthal den 9ten April 1803
in der zweyten Deutschen Classe
gesprochen

v o n

J. G l a s s.

Die heutige Stunde ist die letzte, in der wir in diesem Winterhalbenjahre beysammen sind. Auch dieser Classe bin ich, so wie der ersten, das Zeugniß schuldig, daß mir das bescheidne, gute Betragen der Schüler derselben und ihr guter Wille, sich auszubilden, diese Stunde oft angenehm gemacht habe. Manche gelieferte Aufsätze zeugten deutlich genug von einem besseren Streben, und wenn sie auch meinen Wünschen nicht ganz entsprachen, so freute mich doch der gute Wille, den der Schüler dabey an den Tag legte, und der immer seinen

großen innern Werth hat. Ich hoffe, daß diejenigen, die künftig an dieser Stunde noch Theil nehmen, mir auch fernerhin Beweise von Fleiß und gesittetem Betragen geben, und an der Veredlung ihres Geschmacks mit Ernst und Eifer fort arbeiten werden.

Es liegt in dem Menschen ein Vermögen, das, was schön und erhaben ist, zu fühlen; und es ist Pflicht für jeden, der auf Bildung und die daraus hervorgehende Hochschätzung von Seiten Anderer Anspruch macht, dieses Vermögen, seinen Schönheitsinn oder seinen Geschmack, auszubilden. Schon in der frühesten Jugend kann und soll damit der Anfang gemacht werden, dadurch, daß man sich an schöne Formen und an ein äußerliches Betragen gewöhnt, welches das Schönheitsgefühl nicht beleidigt; daß man daher alles, was Geschmacklosigkeit verräth, so viel wie möglich vermeidet, in seinen Reden und in seinem ganzen Benehmen beständig Rücksicht auf das Schickliche nimmt, und vor Unanständigkeiten jeder Art sich zu verwahren sucht. Eine gute Erziehung wird daher immer auch darauf sehen, daß die äußern Sitten der Zöglinge nicht vernachlässigt werden, der Ton derselben nicht in Wildheit ausarte, und die Regeln des Wohlstandes nicht unbeachtet bleiben. Denn äußerliche Bildung steht mit der innern in der in-

nigsten Verbindung; jene ist nicht nur ein Abglanz dieser, sondern hilft sie auch fördern; wo Rohheit von außen noch stark sichtbar ist, da muß man immer besorgen, daß es auch mit dem Innern nicht ganz richtig stehe.

Man kann es freylich in der Verfeinerung des äußern Menschen zu weit treiben, wenn man nämlich das Innere dabey als Nebensache betrachtet und vernachlässigt; wenn man bey der Ausbildung der Sitten die Sittlichkeit vergift, und mehr ein artiger als guter Mensch zu werden trachtet. Menschen dieser Art sind Schauspieler, die stets eine fremde Rolle spielen, und alles scheinen, nur nicht das, was sie sind. Von der andern Seite ist es doch auch nicht gut, wenn man dem äußerlichen Betragen zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, dadurch leicht ins Gemeine und Niedrige fällt, und das Schönheitsgefühl, das wir als ein heiliges Geschenk des Himmels ansehen müssen, entweder unausgebildet läßt, oder durch eine rohe Lebensweise abstumpft und verschraubt. Geschmacklosigkeit trägt eine schwere Bestrafung in sich selbst, so wie ein edler, gebildeter Geschmack das Herz des Fühlenden über das Alltägliche, Gemeine erhebt, über Welt und Leben einen heitern Schein verbreitet, und die Erde, auf der des Elendes ge-

nug ist, in einen freundlicheren Planeten verwandelt.

Wer seinen Geschmack zu verfeinern sucht, und nach dem strebt, was schön, edel, erhaben ist, opfert, nach einem Ausdrücke der Dichter, den Grazien; dem Geschmacklosen zürnen diese drey Huldgöttinnen. Schön sagt in dieser Hinsicht der sanfte, keusche Dichter *Matthisson*:

Glücklich ist der und hochgesinnt wie die Götter,
Der den Grazien opfert! seine Tage
Fließen hell wie Tage des Blütenmondes!

— — —

Wehe dem Manne, dem sie zürnen! traurig
Schweifen seine Gedanken erdwärts; Amor
Und *Lyäus* senden ihm oft des ganzen
Tartarus Qualen.

Zur Veredlung des Geschmacks ganzer Nationen haben von jeher die Dichter ungemein viel beygetragen, und sich dadurch um die Ausbildung des Menschengeschlechts große Verdienste erworben. Ihr Einfluß auf Milderung der Sitten und Vervollkommnung des Geistes war besonders in den alten Zeiten, wo die Menschheit sich noch in den Jahren der Kindheit befand, von großer Bedeutung, daher sie auch damahls unter die Heroen, ja selbst

unter die Götter gezählt wurden. Priester der Gottheit sind sie gewiß, sie redet durch sie, und in den schönen Gebilden derselben thut sich kund das Göttliche. Es versteht sich, daß ich hierbey an jene höhere Dichter denke, die nicht mit den Kleinen Geistern, welche legionenweise als geistlose Reimer auftreten, verwechselt werden müssen, daß ich an Dichter denke, wie Homer, Virgil, Horaz, Shakspeare, Milton, Ossian, Torquato Tasso, Dante, Rousseau, Klopstock, Göthe, Schiller. Geister, wie die genannten, haben einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Vervollkommnung der Sprache eines Volks, sondern auf die ganze Cultur desselben, und es ist billig, daß man zuweilen an die Verdienste erinnert, die sich ein guter Dichter um die Veredlung seiner Nation erworben hat. Auch Deutschland zählt eine schöne Reihe von Geistern, die sich in dieser Hinsicht verdient gemacht haben. Die erste Deutsche Classe habe ich auf die Verdienste zweyer unlängst verstorbenen Dichter, Gleim und Klopstock, aufmerksam zu machen gesucht; Euch will ich an ein Paar andere, schon längst von diesem Planeten abgetretene, erinnern, so wie sie uns, in Hinsicht auf ihr Leben, ihre Lebensbeschreiber schildern.

Unter die älteren besten Deutschen Dichter gehört unstreitig auch Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geboren den 21sten Decem-ber 1748 zu Mariensee, im Churfürstenthum Han-nover, wo sein Vater Prediger war. Hölty war als kleiner Knabe bis zur Bewunderung schön, allein bössartige Blattern entstellten in seinem neun-ten Jahre sein Gesicht. Wegen seiner Munter-keit, Wißbegierde und drolligen Einfälle liebte man den Kleinen allgemein. Kaum verstand er etwas zu schreiben, als er auch das, was ihm in Erzählungen und Gesprächen gefiel, aufzeichnete. Sein äußeres Betragen war gefällig und liebevoll, stark sein Gefühl für Recht und Unrecht, daher er auch diejenigen, die er schätzte, wenn sie etwa ge-tadelt wurden, mit Muth in Schutz nahm. Höl-ty's Vater unterwies ihn in mehrern Sprachen und Wissenschaften, und der Knabe bewies dabey ei-nen so großen Eifer, daß er nicht nur oft das Essen über dem Lernen vergaß, sondern auch des Nachts gewöhnlich bis drey Uhr wach blieb. Um dieß letz-tere zu verhindern, gaben ihm seine Ältern nur wenig Licht auf seine Schlafkammer; allein Hölty wußte sich am Tage Ohl zu verschaffen, höhle sich aus Rüben Lampen aus, und konnte so seinen Fleiß bis nach Mitternacht ausdehnen. Damit er früh erwache, band er sich um den Arm einen Bindfa-

den, woran ein Stein befestigt war; diesen legte er auf einen Stuhl vor das Bette; wendete er sich gegen Morgen um, so fiel der Stein herab, und der unermüdet fleißige Hölty erwachte und studierte nun die Bücher, die er von allen Ecken und Enden in Menge herbey zu schleppen pflegte. Bey diesem Eifer (o wäre er jedem Jüngling eigen!) konnte es nicht anders kommen, als daß Hölty in den Wissenschaften große Fortschritte machte. Seine Freude an der Natur und an dem stillen, freundlichen Familienleben, welches in seiner Ältern Hause statt fand, sicherten ihn gegen ein mürrisch gelehrtes, pedantisches Wesen. Außer seinen Schulstunden besuchte er gern ein düstres Gehölze, wo er mit lauter, heftiger Stimme in den Büchern las, die er mitgenommen hatte. Sein Hang zum Schauerlichen zeigte sich früh, und er besuchte gern den Kirchhof. In seinem eilften Jahre machte er das erste Gedicht auf den Tod seines Lieblingshundes. Es lautet also:

Alhier auf dieser Stätte
 Liegt begraben Nothe.
 Zu Horst ist er geboren,
 Zu Mariensee gestorben,
 Dieß Grab hat er erworben.

Von nun an machte er oft Verse, und schrieb sie an die Wände, wenn er kein Papier bey sich hatte. In seinem sechzehnten Jahre besaß Hölty eine Menge trefflicher Kenntnisse. Gleichwohl schickte ihn sein Vater 1765 noch auf die öffentliche Schule zu Celle, damit er dort mit den Alten vertraut werde; denn er wußte wohl, daß ohne eine vertraute Kenntniß der Alten keine wahre Gelehrsamkeit statt finde. Während der drey Jahre, die Hölty in Celle blieb, genoß er die Liebe seiner Lehrer, Mitschüler und aller, die ihn kannten. Im J. 1769 begab er sich nach G ö t t i n g e n, um dort drey Jahre lang Theologie zu studieren. Hier benutzte er die Nebenstunden fleißig zum Studieren der Alten und zu eigenen Arbeiten. In Göttingen wurde er auch mit mehrern jungen Männern bekannt, die späterhin als Schriftsteller, der eine mehr, der andere weniger berühmt geworden sind, als Bürger, Miller, Bof, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den beyden Grafen zu Stollberg. Er trug seinem Vater den Wunsch vor, länger als drey Jahre in Göttingen bleiben zu dürfen. Der Vater war es zufrieden, und Hölty blieb in Göttingen, wo er der Freundschaft und den Musen opferte.

Beym ersten Anblick verrieth Hölty den Geist nicht, den er wirklich besaß. Sein Wuchs war stark niedergebückt, sein Wesen unbehülflich, sein

Gang etwas träge, sein Gesicht blaß wie der Tod; er sprach wenig, und äußerte seine Empfindungen nur selten, aber dann fast immer auf eine besondere Weise. Er war in Gesellschaft, als die Nachricht kam, daß Klopstock durch Göttingen reisen würde. Ruhig hatte er bis dahin sein Butterbrot verzehrt; auf Ein Mahl stand er auf, und bewegte sich langsam und stolpernd auf der linken Ferse herum. Was machst du da, Hölty? fragte einer. Ich freue mich! antwortete er lächelnd.

Unter seinen Liedern gehört das Rheinweinielied, das ihm von manchem übel genommen wurde, zu seinen bessern Gedichten. Man hat es als das Product einer heitern, fröhlichen Laune anzusehen; im Ernst darf es nicht genommen werden. Bey Kleinen vertraulichen Schmäusen, besonders wo es Rheinwein gab, war er sehr fröhlich. Er lagerte sich, sagt Wosß, sein Lebensbeschreiber, auf Rosenblätter, salbte wie Anakreon, seinen Bart mit Balsam, und machte so gewaltige Anstalten zum Trinken, als ob aus dem Schlusse seines Rheinweinieliedes Ernst werden sollte. Aber dabey blieb es denn auch; denn Hölty war mäßig. Bey Unbekannten sprach er wenig oder nichts, und selbst unter Freunden mischte er sich selten ins Gespräch, wenn es nicht sehr anziehend oder an ihn gerichtet war. Seine literarische Neugierde war groß,

und er war immer der erste, der es wußte, was die Büchermesse Neues gebracht habe. Tage lang und oft bis spät in die Nacht saß er über Folianten und arbeitete sie durch; unter den Neuern las er die Schriften der Engländer, Franzosen, Italiäner, und in den letzten Jahren lernte er auch Spanisch. Mit dem berühmten Dichter Wosß übte er sich fleißig in der Dichtkunst. Seine Poesieen wurden mit großem Beyfall aufgenommen, so wie sie es auch in der That verdienten. Leider fing er in der schönsten Blüthe seines Lebens an, Blut zu husten, und begab sich im Herbst 1775 nach Hannover, um dort unter der Aufsicht des berühmten Arztes Zimmermann eine Kur zu brauchen. Er starb dort den 1sten Sept. 1776. in seinem acht und zwanzigsten Jahre, betrauert von den Verehrern der Dichtkunst, beweint von seinen Freunden. Der Graf Fried. Stollberg und Wosß haben seine Gedichte gesammelt und nach seinem Tode herausgegeben. Sie sind in einer reinen Sprache geschrieben; ein melancholischer, sanfter, frommer Geist weht in denselben. Manche seiner Lieder sind Volkslieder geworden, z. B. Wer wollte sich mit Grillen plagen zc. Rosen auf den Weg gestreut zc. Grabe Spaten, grabe zc., und die schöne Elegie: Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute

20. An seinen geliebten Freund B o ß ist folgendes Gedicht gerichtet:

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern

Sunkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelinn
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu,
Einfalt, Freyheit und Unschuld,
Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Stilles Drittes, o B o ß, wandelst indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen

Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgen-
roth

Überstimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,

Mild geröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! des Mädchens
Dank,

Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihrer Brust:

Seufzt: du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

Auch wir sagen: Du redlicher Jüngling, warum barg Dich die Gruft so früh! Muster des Fleisches und der Gefälligkeit sey Höltz jedem Jüngling. Ruhe seiner Asche!

Der zweyte Deutsche Dichter, an den ich Euch heute zu erinnern wünsche, ist Christian Ewald von Kleist, geboren zu Zeblin in Pr. Pommern im Jahre 1715. Seine Altern verbanden mit äußerem Adel einen hohen Adel der Seele, ohne welchen jener von keinem Werthe ist. In seinem funfzehnten Jahre kam er auf das Danziger Gymnasium, und als siebzehnjähriger, mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter Jüngling auf die Universität zu Königsberg, wo er Philosophie, Mathematik, Rechte, neuere Sprachen, vorzüglich aber die classischen Alten, Griechen und Römer, studierte. Im ein und zwanzigsten Jahre trat er in Dänemark, wo er Verwandte hatte, unter die Fahnen des Mars. Die kriegerische Lebensart, die er von nun an führte, erhöhte die Kraft seiner Seele und seines Ausdrucks. Er las seine Lieblingschriftsteller immer fort. Einmahl vertiefte er sich so sehr in den Englischen Dichter Milton, daß er die Wache abzulösen vergaß. Beym Antritt der Regierung

Friedrich des Großen verließ er Dänemark, wo er keine Gelegenheit fand, sich als Krieger zu zeigen, und trat in Preussische Dienste. In Potsdam gerieth er in die Bekanntschaft trefflicher Männer, von denen ich nur den Nahmen Gleim, Spalding, Ramler, Sulzer, Stille, Krause und Hirzel nenne. Der Umgang derselben erheiterte ihn, und linderte die Qualen der Hypochondrie, die er sich zugezogen hatte.

Der König, dem Kleist vorgestellt wurde, ernannte ihn zum Lieutenant bey des Prinzen Heinrichs Regimente. Auf Stille's Empfehlung ward er späterhin zum Hauptmanne befördert. Kleists Leben wurde durch Virgil, Horaz und andere Dichter versüßt. Gleim soll zuerst sein poetisches Genie dadurch geweckt haben, daß er ihm, bey seinen Besuchen während einer Krankheit Kleists, mehrere seiner Anakreontischen Lieder vorlas. Eines Tages las ihm Gleim das Gedicht auf den Tod vor, welches so anfängt: Tod, kannst du dich auch verlieben? Es erweckte bey dem frankten Kleist ein so heftiges Lachen, daß die Ader auffsprang. Mit starkem Verband mußte sie wieder einwärts gedrückt werden. Sein erstes kleineres Gedicht war ein Danklied an Gleim. Von nun an entwickelte sich sein dichterisches Talent, und er sang bald Lieder, die besonders zu jener Zeit den gro-

ßen Beyfall verdienten, der ihnen gezollt wurde. Sein Hauptgedicht bleibt seine schöne Beschreibung des Frühlings, ein Gedicht, das unter die beschreibenden gehört, und schon 1749 erschien, wo die Deutsche Sprache noch nicht sehr veredelt war. Mit allgemeinem Beyfall wurde Kleists Frühlung aufgenommen; man hätte kaum geglaubt, daß die Deutsche Sprache eines solchen Wohlklanges, als man in diesem Gedichte fand, fähig sey. Kleist versuchte sich mit Glück in mehrern Dichtungsarten; und seine Werke verdienen noch immer gelesen und studiert zu werden. Mit Hölty hatte er den Hang zum Melancholischen gemein. Auch in seinen heitersten Stunden bemerkte man an ihm einen Anstrich von einer sanften Melancholie, die man bey so vielen bessern, gefühlvollen Menschen antrifft. Die Freundschaft, dieses heilige, köstliche Geschenk des Himmels, goß Milderung und Heiterkeit in seine Seele. Er sehnte sich nach Gelegenheit, sich als Held zu zeigen. Der süße Tod fürs Vaterland hatte viel Anziehendes für ihn; er trug darnach Verlangen, wie besonders mehrere Briefe an seinen geliebten Gleim bezeugen, die vor kurzem in Kosebues Freymüthigen zum ersten Mahle abgedruckt worden sind.

Der edle, muthvolle Kleist erreichte bald das Ziel, nach welchem er strebte. Im Sommer 1759

ging er unter dem Korps des Generals von Fink zum Heere des Königs, das gegen die Russen stand. Den 12ten August erfolgte das Blutbad bey Kunnersdorf. Kleist soll einen Tag vor dem Treffen, selbst als die Armee dem Feinde schon entgegen rückte, außerordentlich aufgeräumt gewesen seyn. Unter Anführung des Generals von Fink griff er die russische Flanke an. Schon hatte er mit seinem Bataillon drey Batterien erobert, dabey zwölf starke Quetschungen erlitten, und die beyden ersten Finger an der rechten Hand verwundet, so, daß er den Degen in der Linken halten mußte. Als Major war er verbunden, hinter der Fronte zu bleiben; aber er eilte den Augenblick vor, als er den Commandeur nicht mehr erblickte. Unter entseßlichem Kanonenschuß des Feindes führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie an. Eine Kugel verwundete ihn in den linken Arm. Nun faßte er den Degen wieder in die verwundete Rechte, drang vorwärts, und war nun 30 Schritte von der letzten Batterie, als ihm ein Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Indem er von dem Pferde fiel, rief er: Kinder, verlast euern König nicht! Mit anderer Beyhilfe suchte er zwey Mahl sich in den Sattel zu heben; allein ohnmächtig sank er zu Boden. Zwey Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheer

wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen ward. Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zu helfen, aber dieser fiel entseelt bey ihm nieder. Bald darauf kamen Kosaken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn an einen Sumpf, und ließen ihn liegen. Über die seltsame Gesichtsbildung und die gierige Miene eines Kosaken, der ihn auszog, brach er mitten im Elende in Lachen aus. Ermattet schlummerte er endlich eben so ruhig ein, als läg' er im Zelte. In der Nacht fanden ihn einige Russische Husaren, zogen ihn außs trocken, legten ihn bey ihrem Wachfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brot und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Stück Geld geben. Kleist schlug es aus, aber der Husar wärf es mit edlem Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt mit seinen Gefährten davon. Die Kosaken kamen am andern Morgen wieder, und raubten ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren geschenkt hatten. Nackend lag er also wieder auf der Erde, bis gegen Nachmittag ein Russischer Officier, der Baron von Budberg, vorbey gieng, dem er sich zu erkennen gab. Dieser ließ ihn auf einen Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen. Fünf Tage darauf starb er mit der

Fassung eines Stoikers. Er wurde feyerlich beerdigt; selbst die Feinde seines Königs betrauerteten seinen Verlust und begleiteten die Leiche.

In der Garnisonkirche zu Berlin hängt Kleists Bildniß neben den Bildnissen eines Schwaner und Winterfeld. Die Freymaurer-Loge zu Frankfurt an der Oder ließ ihm ein eigenes Denkmahl errichten. Seine Gedichte sind ins Französische, Englische, Italienische und in andere Sprachen übersetzt, und werden nächstens in einer neuen schönen Ausgabe erscheinen. Nicht nur als Dichter, auch als trefflicher Mensch verdient Kleist, daß sein Andenken den Deutschen immer heilig bleibe.

Auch Euch, m. Fr. sey Kleist ein ermunterndes Beyspiel, wie man in jedem Stande mit treuer Erfüllung seines Berufs einen guten Geschmack, Sinn und Liebe für die Werke der schönen Kunst verbinden könne. Dem Kaufmanne wollen wir gern Gelehrsamkeit erlassen, aber wenn er glaubt, daß Sinn für schöne Künste nur für Gelehrte gehöre: so hängt er an einem kläglichen Vorurtheile. Einen edlern Geschmack sucht man jetzt in allen Ständen, die nur einiger Maßen auf Bildung Anspruch machen. Darum betreibe ein jeder von Euch die Ausbildung seines Schönheitssinnes, und hüthe sich vor einem gemeinen Krämergeiste, der die Seele nur niederdrückt, jeden höhern Schwung

des Geistes hemmt, die Gedanken nur auf das Sinnliche, Vergängliche zieht, und das schöne Leben in ein mechanisches, todtes Seyn verwandelt. Courszettel und Contobücher werden sich nicht entrüsten, wenn dicht neben ihnen ein geistreiches, bildendes Werk liegt, zu dem der Besitzer in freyen Stunden gern hineilt, um darin Nahrung für seinen Geist zu suchen. Hamburg hat vor wenigen Jahren einen trefflichen Mann, Sieveking, verloren. Sein Haus war ein wahrer Tempel der Musen und des guten Geschmacks; er opferte gern den Grazien, und dabey war er doch ein echter, trefflicher Kaufmann. O hätte Deutschland nur viel Sievekinge! Freunde! ich rufe Euch zum Schlusse die beherzigungswerthen Worte des großen Dichters Klopstock zu:

— — Noch viel Verdienst ist übrig,
Auf habt es nur!



Inhalt

des dritten Bändchens.

	Seite.
I. Epaminondas	1
II. Pelopidas	54
III. Des Königs von Pohlen, Stanislaus Leszcynsky, Flucht aus Danzig	82
IV. Lucius Junius Brutus	97
V. Hannibal	102
VI. Christian Fürchtegott Gellert	148
VII. Götz und Kleist	204

UB WIEN



+AM342696209

UNIVERSITÄT
WIEN
BIBLIOTHEK

